

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Sri Lanka

vom 6. Januar bis 9. März 2019

Sri Lanka nach dem Bürgerkrieg: 10 Jahre Frieden?

Von Johanna Meier

Sri Lanka, vom 6. Januar bis 9. März 2019



Inhalt

1. Einleitung
 - 1.1 Zur Person - Warum ausgerechnet Sri Lanka?
 - 1.2 Vorgehensweise und Herausforderungen
 - 1.3 Instagram vs. Realität - Das Recherchethema aus zwei Perspektiven
2. Hintergrund
 - 2.1 Ayubowan, Vanakkam!
 - 2.2 Ein alter, neuer Konflikt
 - 2.3 26 Jahre Bürgerkrieg
 - 2.4 Kriegsende und doch kein Frieden
3. Die Frage nach der Identität
 - 3.1 Was bedeutet es ‚Sri Lanker‘ zu sein?
 - 3.2 Traumreiseland mit Kriegsverbrechern
 - 3.3 Identität durch Religion
 - 3.4 Der Mönch, der keiner mehr sein wollte
 - 3.5 Gefangen im Kastensystem
 - 3.6 Der Karma-Fluch
4. Die tamilische Minderheit: Wie gelingt der Integrationsprozess in der Praxis?
 - 4.1 Stiller Krieg

- 4.2 Jaffna – auf Bootstour mit einem ehemaligen Tamil Tiger
- 4.3 Unterdrückung im Kleinen
- 4.4 Wasser für Poovathany
- 4.5 „Das ist die Wahrheit“
- 4.6 Kilinochchi- The Heart of Peace and Hope?
- 4.7 Mittagessen mit einem Minenräumungs-Team
- 4.8 „Plötzlich war er verschwunden“
- 4.9 Mehr Drogen, mehr Soldaten
- 4.10 Töten aus Rache
- 4.11 Tee um jeden Preis? – Die Situation der Hochland-Tamilen
- 4.12 „Ohne die Diaspora könnten sie nicht überleben“
5. Buddhismus - die Religion des Friedens?
 - 5.1 Die Rolle der Religionen im Konflikt
 - 5.2 Der Adam's Peak ist für alle da, oder?
 - 5.3 Einseitiger Respekt
 - 5.4 Hetze gegen Muslime
 - 5.5 Digana - Ausschreitungen gegen Muslime
6. Erkenntnisse

1. Einleitung

1.1 Zur Person - Warum ausgerechnet Sri Lanka?

Diese Frage habe ich vor und während meiner Recherche immer wieder gehört. Die Antwort ist keine einfache, denn es war eher eine Begegnung auf Umwegen.

Geschichten zu erzählen, das ist meine Leidenschaft und mein Beruf. Ich bin Fernseh-Journalistin, Moderatorin und Reporterin bei n-tv und dem Westdeutschen Rundfunk. Mich faszinieren Menschen und ihre Schicksale, ihr Mut und ihre Ausdauer, Elend und Leid zu überwinden. Es ist erstaunlich, wie viel einzelne Menschen bewegen, aber auch zerstören können. Das hat mich schon immer sehr berührt. Ihre Geschichten zu erzählen und auf Missstände aufmerksam zu machen, sehe ich dabei als meine Aufgabe.

Als Nachrichtenredakteurin und-Reporterin beschäftigte ich mich in den letzten Jahren viel mit der Situation der Rohingya, der unterdrückten, muslimischen Minderheit in Myanmar. Nationalistische Mönche schüren erschreckend erfolgreich Angst vor Überfremdung. Seit Jahren werden die Rohingya von der buddhistischen Mehrheit im Land verfolgt und brutal ermordet. Die Uno spricht sogar von „ethnischen Säuberungen wie aus dem Lehrbuch“. Bei meinen Recherchen fand ich heraus, dass die Wurzeln dieses radikalen Theravada-Buddhismus bis nach Sri Lanka reichen. Ich fing an, mich ausführlicher mit der Geschichte des Inselstaates zu beschäftigen, der sogar als Geburtsort fremdenfeindlicher buddhistischer Bewegungen gilt. In Sri Lanka herrschen seit Jahrhunderten Spannungen und Konflikte zwischen buddhistischen Singhalesen und der tamilischen Minderheit, was zuletzt zu einem fast dreißig Jahre währenden Bürgerkrieg führte. Dass in Sri Lanka ein Genozid ohne Zeugen und damit von den internationalen Medien fast unbeachtet über solch einen langen Zeitraum stattfinden konnte, erschütterte mich. Ich wollte mehr erfahren.

Bevor ich nach Sri Lanka reiste, verbrachte ich etliche Stunden in Gesprächen mit Tamilen und Singhalesen, die vor dem Bürgerkrieg geflohen sind und Deutschland ihre neue Heimat nennen. Ich nahm Kontakt zu tamilisch-stämmigen Deutschen auf und hörte ihre Geschichten von Flucht und Vertreibung. Ich traf mich mit im Exil lebenden singhalesischen Journalisten und Menschenrechtlern, die mit mir ihre tragischen Erlebnisse teilten. Heute, zehn Jahre nach dem Bürgerkrieg, sucht das Land im Indischen Ozean verzweifelt nach einer Identität. Ist wirklich Frieden eingekehrt, so wie es die Regierung nach außen immer betont oder werden die Tamilen nach wie vor unterdrückt und von einer wirklichen Integration abgehalten? Was ich sah und erfuhr, war so viel größer, so viel intensiver, so viel verstören-

der, aber auch so viel schöner, als ich es mir jemals hätte vorstellen können. Die Reise hat meinen Blick für Missstände erneut sensibilisiert und mir gezeigt, wie wichtig es ist, den Menschen zuzuhören und ihre Geschichten zu erzählen. Dafür bin ich Ute Maria Kilian und der Heinz-Kühn-Stiftung sehr dankbar.

1.2 Vorgehensweise und Herausforderungen

Die Suche nach der Wahrheit ist keine einfache. Zum einen, weil die in den Konflikt involvierten ethnischen Gruppen ein tiefes Misstrauen allen Menschen gegenüber an den Tag legen, die nicht zur engsten Familie gehören. Dieses Misstrauen abzubauen war ein Kraftakt und ist mir mal mehr, mal weniger gelungen. Das gegenseitige Hinterfragen der Intentionen stand immer zwischen meinen Gesprächspartnern und mir und konnte nur selten komplett ausgeblendet werden. Oft kam ich sogar in eine Situation, in der mir die Zusammenarbeit mit der Regierung oder aber auch mit der Rebellenorganisation LTTE (Liberation Tigers of Tamil Eelam) unterstellt wurde, je nachdem, wie ich meine Fragen stellte und wer mein Gegenüber war.

Neben den Vorgesprächen mit Tamilen in Deutschland, mit denen ich auf Deutsch natürlich problemlos kommunizieren konnte, fanden die Interviews in Sri Lanka auf Englisch im Vier-Augen-Gespräch oder aber zu dritt mit verschiedenen Übersetzern statt. Mit Dolmetschern zusammen zu arbeiten war mir sehr wichtig, da viele Tamilen auf dem Land kein oder unzureichend Englisch sprechen. Bei meiner Recherche ging es mir aber hauptsächlich um die Situation der einfachen Leute, die am meisten von der Gesellschaft ausgeschlossen werden, weshalb ich sicherstellen wollte, dass mithilfe eines Übersetzers ihre Geschichte gehört wird.

Ein weiterer wichtiger Punkt, auf den ich hier noch eingehen möchte, sind die komplexen Strukturen von Kommunikation. Der Austausch von Mitteilungen besteht nicht ausschließlich aus dem Gesagten zwischen Sender und Rezipient. Für mich spielen Gestik, Mimik, Gefühle, Umfeld, ja sogar Kleidung und Symbole bei der Einordnung und Bewertung einer Information eine große Rolle. Um eine Mitteilung richtig entschlüsseln zu können, muss der Empfänger über ausreichend Wissen der Hintergründe verfügen und durch regelmäßige Selbstreflexion im Stande sein, diese weichen Kommunikationsfaktoren zu erkennen und zu verstehen. Ich würde behaupten, dass mir dies durch meine profunde Vorbereitung, mein sensibles Wesen, meine gute Menschenkenntnis, aber auch durch meine jahrelange Erfahrung als Journalistin gut gelungen ist. Jedoch ist mir auch bewusst, dass es meist schon im eigenen kulturellen Umfeld eine Herausforderung darstellt,

all diese versteckten Kommunikationssignale zu entschlüsseln und komplett zu verstehen. Auch deshalb war es mir wichtig, mich über meine Erfahrungen in einen regelmäßigen Diskurs mit Menschen aus dem sri-lankischen Kulturkreis zu begeben und über die versteckten Nachrichten hinter dem Gesagten mit meinen Übersetzern zu sprechen.

Zuletzt sei gesagt, dass mir von Anfang an bewusst war, dass bei heiklen Themen wie Völkermord und Enteignung viele Menschen sich in ihren Erzählungen von Angst oder aber auch einer Hidden Agenda leiten lassen könnten. Macht, Opportunismus und Unsicherheit spielen dabei eine große Rolle, was leider menschlich ist und mir nicht das erste Mal in meiner Arbeit als Journalistin begegnet. Genau deshalb sehe ich es als meine größte Pflicht, das Gehörte und Erlebte sorgfältig zu hinterfragen, in einen Kontext zu bringen, es einzuordnen und dabei immer nach Objektivität zu streben. Das habe ich bei all meinen Recherchen, die ich im Folgenden darlegen werde, nie außer Acht gelassen.

1.3 Instagram vs. Realität - Das Recherchethema aus zwei Perspektiven

Das Surren einer Drohne, ein Geräusch, an das man sich an den Tourismus-Hotspots wie Ella, ein im Hochland gelegenes Dorf, schnell gewöhnen muss. Ich stehe an der ‚Nine Arches Bridge‘, einer Eisenbahnbrücke mit neun Torbögen mitten im Wald zwischen Teeplantagen, die zu einem der beliebtesten Foto-Motive in Sri Lanka zählt. Ella ist in den letzten Jahren zu einem Must-See für Instagram-Touristen avanciert. Die Drohne fliegt immer wieder an mir vorbei, filmt die Brücke und ihre Besucher aus allen möglichen Perspektiven. Alles für den perfekten Urlaubs-Film, in dem ich gerne nicht vorkommen würde. Doch gefragt wird hier keiner. Mehrere Dutzend Instagram-Pärchen riskieren alles für das außergewöhnlichste Foto. Die ganz Mutigen setzen sich sogar auf den Rand der 24 Meter hohen Brücke. Dass am ‚World’s End‘, einem ähnlichen Hotspot für die Instagram-Szene, nur ein paar Autostunden weiter westlich, im Nationalpark ‚Horton Plains‘, eine deutsche Frau beim Versuch ein Selfie zu machen vor wenigen Monaten rückwärts in die Tiefe gestürzt und tödlich verunglückt ist, das schreckt hier keinen ab. Sie trampeln mit hohen Plateau-Sandalen den Boden der Teeplantagen platt, warten Stunden, bis endlich der Zug lärmend über die Brücke rollt. Haare nochmal schnell richten. Lippen zum Schwellmund formen, verträumt in die Weite blicken. Klick, klick. Da ist er, der perfekt inszenierte Schnappschuss, der ihnen auf Instagram hoffentlich unzählige Likes und Kommentare einbringen wird. Meine Recherchefrage: „Wie ist es um Sri

Lanka 10 Jahre nach dem Bürgerkrieg bestellt?“ würden die Touristen hier, wenn ich mich so umschaue, wohl mit einem einfachen „Wunderbar!“ beantworten. Und das obwohl ihnen einige Meter weiter die knallharte Realität gegenübersteht. Teeplückerinnen, die für umgerechnet 3,50 Euro pro Tag Teeblätter rupfen, wandern die Plantage am Fuße der Brücke ab. Um sie kümmert sich hier keiner. Interessant sind sie nur, wenn sie sich als Motiv in die Instagram-Collage integrieren lassen. Die ganz cleveren Teeplückerinnen verlangen mittlerweile für das zeitaufwendige Ablichten wenigstens ein paar Hundert Rupien (200 Rupien sind 1 Euro) von den Touristen.

Leider sehen diese Art von Urlauber Sri Lanka nur durch das Display ihres Smartphones. Kontakt zu den Einheimischen suchen die Wenigsten. Die Kommunikation beschränkt sich auf das Feilschen um die Preise für eine Tuk-Tuk-Fahrt und das Einholen von Tipps zu den besten Restaurants. Wie Sri Lanka wirklich aussieht, wie es wirklich um das Land und die Menschen bestellt ist, dafür interessieren sich die Meisten nicht.

Viele wissen nicht einmal, dass es zwei Sprachen gibt. Haben von den Tamilen im Norden noch nie etwas gehört. Das schockiert mich. Es reicht ihnen, dass der Lonely Planet, die Bibel der Reisenden, Sri Lanka zum Reiseland Nummer Eins des Jahres 2019 gekürt hat. Kaum ein Land hat auf einer Fläche kleiner als Bayern so viel zu bieten wie die Insel im Indischen Ozean: „Endlos lange Strände, zeitlose Ruinen, einladende Menschen, Unmengen von Elefanten, Surfen, günstige Preise, spaßige Züge, der beliebte Tee und leckeres Essen machen Sri Lanka unwiderstehlich“ lautet der Teaser auf der Lonely Planet Seite. „Sri Lankas Geschichte [...] ist unumstritten verlockend.“ Dass die Geschichte alles andere als verlockend ist und das Jahr 2019 nicht nur wegen des Lonely Planet ein bedeutendes Jahr für die Sri-Lanker markiert, darüber wird geschwiegen. Vor lauter Euphorie über ein weiteres Land, das die Reisenden dankbar auf ihre To-Do Liste aufnehmen können, treten die Spannungen, die zehn Jahre nach dem Bürgerkrieg noch immer da sind, in den Hintergrund. Dass Unterdrückung und Diskriminierung der ethnischen Minderheiten in Sri Lanka auch heute noch an der Tagesordnung sind, droht durch die neue Rolle des Landes als Traumreiseziel in Vergessenheit zu geraten.

2. Hintergrund

2.1 Ayubowan, Vanakkam!

„Ayubowan!“ oder „Vanakkam!“ So sagt man Willkommen in Sri Lanka. Einmal auf Singhalesisch und einmal auf Tamilisch. Von den 20,7 Millio-

nen Einwohnern bilden neben den Muslimen, die rund 9 Prozent der Bevölkerung ausmachen, Singhalesen und Tamilen die zwei größten ethnischen Gruppen des Landes. Wenn auch zu unterschiedlichen Anteilen: Die Tamilen stellen nur rund 15 Prozent der Bevölkerung (11 Prozent Sri Lanka-Tamilen, 4 Prozent Tamilen indischer Herkunft), während 75 Prozent der Menschen Singhalesen sind. Wer Sri Lanka verstehen will, muss eigentlich beide Willkommensrufe verstehen. Auf meiner Reise stelle ich jedoch immer wieder fest, dass die tamilische Sprache in vielen Teilen des Landes schlichtweg nicht existiert, scheinbar keine Daseinsberechtigung hat. Zwar ist der Inselstaat im Indischen Ozean von beiden Kulturen geprägt, im Vordergrund steht allerdings immer noch ihre lange Konfliktgeschichte, deren Wurzeln tief in die Vergangenheit zurückreichen.

2.2 Ein alter, neuer Konflikt

Der Bürgerkrieg in Sri Lanka war ein von 1983 bis 2009 dauernder, bewaffneter Konflikt, in dem tamilische Separatisten, vor allem die Widerstandsorganisation Liberation Tigers of Tamil Eelam (LTTE), um einen unabhängigen Tamilenstaat kämpften. Der ethnisch-religiöse Konflikt zwischen Singhalesen und Tamilen hat zwar die letzten vierzig Jahre durch den Bürgerkrieg und seine Nachwehen bestimmt, eigentlich sind die Auseinandersetzungen aber schon mehr als 2.000 Jahre alt. Nachdem fast 500 Jahre vor Christus die ersten Singhalesen von Nord-Indien nach Sri Lanka kommen und die Ureinwohner besiegen, wird die Lehre Buddhas zur Staatsreligion. In den folgenden Jahrhunderten erobern Tamilen aus dem Süden Indiens die Insel. Es kommt immer wieder zu Machtkämpfen zwischen Singhalesen und Tamilen und damit zur wechselnden Herrschaft. Im 13. Jahrhundert wird die Insel in zwei singhalesisch-buddhistische Reiche in Kandy und Sri Jayawardenepura und das tamilisch-hinduistische Reich in Jaffna unterteilt.

Durch die Kolonialmächte spitzen sich die Auseinandersetzungen zwischen den Ethnien immer mehr zu. Im 16. Jahrhundert nehmen die Portugiesen die Insel ein, es folgen die Niederländer. Sie müssen im 19. Jahrhundert den Briten weichen. Die neuen Kolonialherren entmachten den letzten singhalesischen König und so wird die Insel unter dem Namen Ceylon Teil des Britischen Kolonialreichs.

Die britische Regierung holt indische Tamilen nach Ceylon. Sie arbeiten auf den Teeplantagen als Erntehelfer. Dadurch steigt der Anteil an Tamilen in der Bevölkerung. Allerdings ist die Unterscheidung zwischen den zwei tamilischen Gruppen wichtig, da die Verwechslung ihrer Geschich-

te oft zur Annahme führt, dass alle Tamilen erst während der Kolonialzeit nach Sri Lanka kamen. Die ersten Tamilen kamen aber etwa zeitgleich mit den Singhalesen auf die Insel und werden deshalb als einheimische oder sri-lankische Tamilen bezeichnet. Sie siedelten vorwiegend an der Ostküste Sri Lankas und auf der Jaffna-Halbinsel, weshalb auch oft der Begriff Jaffna-Tamilen fällt. Die Tamilen, die während der Kolonialzeit nach Sri Lanka kamen, nennen sich indische Tamilen. Weil sie im Hochland auf den Teeplantagen arbeiten, fällt auch oft der Begriff Hochland-Tamilen. Sie haben bis auf Sprache und Religion wenig Gemeinsamkeiten mit den sri-lankischen Tamilen und spielen auch keine Rolle in der separatistischen Bewegung.

Die sri-lankischen Tamilen werden während der Kolonialzeit als Verwaltungsbeamte eingesetzt, weil sie lesen und schreiben können, traditionell als besser gebildet gelten, was ihnen einen Machtvorsprung gibt. Dies schürt Neid und Missgunst unter den Singhalesen, in deren Augen die Tamilen fortan mit den Kolonialmächten unter einer Decke stecken. Es kommt erneut zu großen Spannungen zwischen den buddhistischen Singhalesen und den mehrheitlich hinduistisch-geprägten Tamilen.

150 Jahre lang kontrollieren die Briten die Insel, ehe Ceylon im Jahr 1948 seine Unabhängigkeit erklärt und 1972 unter dem Namen Sri Lanka zur Republik wird. Ab 1948 verschwinden die Kolonialherren allmählich. Mit ihrem Abzug wollen die Singhalesen auch die englische und die tamilische Sprache aus dem öffentlichen Leben verbannen. 1956 wird das mit dem Sinhala Only-Gesetz manifestiert, wodurch Singhalesisch zur offiziellen Amtssprache wird und die Tamilen einmal mehr ausgegrenzt und unterdrückt werden. Die Diskriminierung ist in allen Lebensbereichen zu spüren, die nicht selten in Gewalt mündet. Es kommt immer wieder zu Pogromen gegen die Tamilen mit mehreren hundert Toten. Das Ende 1979 eingeführte Antiterrorgesetz, Prevention of Terrorism Act (PTA) ermöglicht den Behörden eine willkürliche Festnahme und Inhaftierung von Verdächtigen, die mit einer gesetzeswidrigen Handlung in Verbindung gebracht werden konnten. Selbst das Aufhängen von Plakaten kann somit schon als Straftat eingestuft werden, für die im schlimmsten Fall die Todesstrafe droht. Damit wurde die gesetzliche Legitimation geschaffen, Tamilen aus einfachen Beweggründen zu foltern und umzubringen.

In den folgenden Jahren nimmt die Schikane gegen die Tamilen immer mehr zu. Zwar sind sich die tamilischen Bevölkerungsgruppen im Norden und Osten in vielen Punkten uneinig, was sie aber eint, ist ihre Wut gegen die Diskriminierung durch die Singhalesen. Die Sehnsucht der Tamilen nach Freiheit und Unabhängigkeit wächst. Die rasch wachsende Bevölkerung und eine hohe Jugendarbeitslosigkeit tun ihr Übriges, erste bewaffnete

Proteste folgen. Eine Gruppe tamilischer Studenten radikalisiert sich immer mehr, um für die Interessen ihres Volkes einzutreten und sich bewusst abzugrenzen.

2.3 26 Jahre Bürgerkrieg

Nach jahrelangen Unruhen eskaliert der Konflikt 1983. Die tamilischen Rebellen verüben einen Anschlag auf eine Militäreinrichtung im Norden der Insel, bei dem 13 singhalesische Soldaten sterben. Stück für Stück übernehmen die Liberation Tigers of Tamil Eelam (LTTE), unter ihrem Anführer Velupillai Prabhakaran die politische Führung der separatistischen Rebellen. Das Ziel ist klar: Die Tamil Tigers wollen im Norden und Osten der ansonsten von den Singhalesen dominierten Insel einen unabhängigen Staat, Tamil Eelam, gründen. Sie führen einen gnadenlosen Guerillakrieg, bei dem sie SelbstmordattentäterInnen einsetzen und für unzählige Anschläge mit hunderten Toten verantwortlich sind. Sprengsätze zerfetzen Busse und detonieren mitten in Städten. Auch vor hochrangigen Politikern schrecken die Rebellen nicht zurück. Die Morde am ehemaligen indischen Ministerpräsidenten Rajiv Gandhi und am sri-lankischen Staatspräsidenten Ranasinghe Premadasa werden der Rebellenorganisation zugerechnet. Aber auch für Morde von tamilischen Politikern, wie dem Außenminister Lakshman Kadirgamar, wird die LTTE verantwortlich gemacht.

Sobald die Regierungsarmee es schafft, die Tamil Tigers aus einem Teil der Insel zu vertreiben, tauchen sie mit voller Stärke wieder in einem anderen auf. Friedensverhandlungen, die auch international unterstützt werden, scheitern wiederholt, fast immer an der LTTE. Aber auch die nationalistischen Buddhisten haben ein großes Interesse, eine politische Lösung mit den Tamilen zu verhindern. Eine Teilung ‚ihrer Insel‘ ist für sie ausgeschlossen. Ihrem Verständnis nach gelten die Singhalesen als Bewahrer des Buddhismus in Sri Lanka, das als heiliges Land nicht geteilt werden darf.

Die Anschläge der LTTE nehmen zu. Immer wieder bestreiten die Tamil Tigers für die Attentate verantwortlich zu sein, bei denen unzählige Zivilisten ums Leben kommen. Stattdessen beschuldigen sie eine rivalisierende Rebellen-Gruppe, die von der singhalesischen Armee unterstützt werden soll. Die Regierung hingegen wirft der LTTE vor, mit Attentaten Racheakte von der Armee provozieren zu wollen, um wieder mehr Unterstützung unter den Tamilen zu erlangen. Gegenseitige Schuldzuweisungen, Hass, Zorn und blutige Auseinandersetzungen prägen somit fast drei Jahrzehnte lang das Land.

Die LTTE gilt im ganzen Land als gefürchtet und macht sich durch ihre

radikale Vorgehensweise auch international unbeliebt. Sie wird lange Zeit als eine der brutalsten und effektivsten Guerillatruppen der Welt bezeichnet. Über dreißig Länder erklären die LTTE zur Terrororganisation. Aber auch die Regierungssoldaten sind nicht zimperlich: Zivilisten verschwinden spurlos, werden von Privatarmeen und Todesschwadronen wahllos getötet und gefoltert.

Im Mai 2009 kommt es zum schrecklichen Höhepunkt des 26 Jahre andauernden Bürgerkriegs. Die Tamil Tigers verschanzen sich auf einem kleinen Streifen im Gebiet zwischen Kilinochchi und Mullaitivu, zusammen mit der Zivilbevölkerung. Sie dient den Rebellen als Schutzschild vor der Armee. Die LTTE erhofft sich dadurch, dass die Regierungssoldaten zurückhaltender vorgehen. Dennoch bombardiert die Armee die Zivilisten und beendet den Bürgerkrieg ohne Rücksicht auf Verluste. Alleine in den letzten Monaten von Januar bis Mai 2009 werden Schätzungen der Vereinten Nationen zufolge 20.000-40.000 Menschen brutal ermordet. Ein Krieg ohne Zeugen, denn Journalisten und Hilfsorganisationen werden von der Regierung unter Präsident Mahinda Rajapaksa zuvor bewusst aus dem Gebiet abgezogen.

Bis heute ist sich die Regierung keiner Schuld bewusst und streitet noch immer ab, dass die singhalesischen Streitkräfte Kriegsverbrechen begangen haben. Die schlimmsten Verbrechen seien von den Tamil Tigers ausgegangen, ist der amtierende Präsident Sirisena überzeugt. Fakt ist: Schätzungsweise 100.000 Menschen sterben, die meisten von ihnen Zivilisten. Hunderttausende werden vertrieben oder wurden und werden noch immer in Arbeitslagern festgehalten.

2.4 Kriegsende und doch kein Frieden

Seit dem Kriegsende im Jahre 2009 wird Sri Lanka unter der Regierung des Präsidenten Mahinda Rajapaksa immer autoritärer. Er lehnt jegliche Untersuchungen zur Aufarbeitung der Kriegsverbrechen kategorisch ab. Anwälte, Bürgerrechtler und Journalisten, die sich kritisch mit der Regierung auseinandersetzen, verschwinden, werden verhaftet oder auf offener Straße umgebracht.

Obwohl beide Seiten, die Regierungssoldaten und die LTTE schwerste Kriegsverbrechen begangen hatten, ist das vom damaligen Präsidenten Rajapaksa gezeichnete Bild ein anderes, einseitiges: Die LTTE wird pauschal als terroristische Gruppierung gebrandmarkt, die Regierungssoldaten hingegen als große Helden gefeiert.

Der überraschende Machtwechsel durch demokratische Wahlen im Jahr

2015 ist deshalb von großer Hoffnung geprägt. Maithripala Sirisena ist damals Minister unter Mahinda Rajapaksa. Kurz vor den Wahlen verbündet er sich mit dessen Gegner Ranil Wickremesinghe. Sirisena distanziert sich vom amtierenden Präsidenten Rajapaksa, seinem langjährigen Vertrauten, um ihn herauszufordern und geht schlussendlich als neuer Präsident aus dem Rennen. Sirisena tritt für einen Paradigmenwechsel ein, verspricht die Menschenrechtslage zu verbessern, Rechtsstaat und Demokratie sollen durch seine großen Pläne gestärkt werden. Soweit die Theorie. In der Praxis sieht das leider anders aus. Zwar kann heute vorsichtig Kritik an der Regierung geübt werden. NGOs loben die neue Offenheit und Kooperationsbereitschaft der Regierung für Entwicklungsprojekte. Ansonsten hat sich seit Sirisenas Amtsantritt aber nur wenig bewegt. Versprechen blieben häufig leere Worthülsen. Die Menschen sind frustriert und enttäuscht.

Kurz bevor ich nach Sri Lanka reise, wird das Land im Oktober 2018 von einer schwierigen politischen Krise erschüttert, die das Vertrauen der Sri-Lanker in die Politik noch weiter schwächt. Präsident Sirisena ernennt für viele mehr als überraschend seinen Erzfeind, den früheren Staatspräsidenten Rajapaksa zum neuen Regierungschef. Den bisherigen Ministerpräsidenten Ranil Wickremesinghe und dessen Kabinett setzt er kurzerhand ab. Sirisena löst außerdem das Parlament auf und setzt Neuwahlen an. Die neue Situation wirkt skurril, das ganze Land hat große Bedenken und fragt sich, wie eine Regierung mit zwei Erzrivalen an der Spitze funktionieren soll. Doch soweit kommt es erst gar nicht: Der Oberste Gerichtshof stoppt Sirisenas Vorhaben, das Parlament setzt die von Sirisena eingesetzte Regierung per Misstrauensvotum wieder ab. Die wochenlange Staatskrise ist beendet, doch sie hinterlässt Spuren mit teils dramatischen Folgen für die Sri Lanker. Touristen sind durch Reisewarnungen verunsichert, sagen kurzerhand ihren Urlaub ab, Betreiber von Hotels und Gästehäusern beklagen über Wochen hinweg Stornierungsraten von bis zu 20 Prozent. Auch im Januar 2019 hat sich die Lage für die Besitzer der Touristen-Unterkünfte noch immer nicht richtig entspannt. Jetzt sind die Sri Lanker noch weniger gut auf die Regierung zu sprechen, als sie es sowieso schon waren. Sie bezeichnen ihren Präsidenten als „Witz“, als „Lachnummer“. Ich treffe keinen einzigen Sri Lanker, der mit der Regierung und ihrer Arbeit zufrieden ist. Das hat auch mit den vielen Versprechen Sirisenas im Präsidentschaftswahlkampf zu tun, die er bis heute nicht eingelöst hat. „Es gab ein Fenster, in dem er Veränderungen hätte einläuten können, aber dieses Fenster hat sich schon lange geschlossen“, schätzt ein NGO Mitarbeiter die Lage ein. „Eine weitere Wahl wird er so nicht gewinnen können.“

Die Wunden des Bürgerkriegs spielen dabei eine große Rolle. Sie sind noch lange nicht verheilt. Das Vertrauen zwischen den Ethnien aufzubauen

ist ein Kraftakt. Vor allem in den ehemaligen Rebellenhochburgen, in denen bis zuletzt gekämpft wurde, ist in Sachen Demilitarisierung, Landrückgabe und Aufarbeitung der Kriegsverbrechen nicht viel Signifikantes passiert. Die Tamilen im Norden und Osten werden nach wie vor diskriminiert und unterdrückt. Ein wirklicher Aussöhnungsprozess findet nicht statt. Mütter bekommen noch immer keine Antworten auf die Frage, was mit ihren vermissten, im Krieg verschollenen Kindern passiert ist. Viele Vertriebene dürfen nach wie vor ihre Grundstücke nicht betreten. Meldungen von Unterdrückung und Folter in Umerziehungslagern für ehemalige LTTE-Kämpfer machen noch immer die Runde.

Auf Druck der Vereinten Nationen wird 2015 eine Untersuchungskommission gebildet. Die Regierung Sri Lankas hat im Zuge dessen die 2015 verabschiedete Resolution 30/1 des UN-Menschenrechtsrats unterstützt und ist somit die Verpflichtung eingegangen, Kriegsverbrechen aufzuarbeiten und neuen Menschenrechtsverletzungen entgegenzuwirken. Um dauerhaft Frieden und Stabilität zu schaffen, haben die Vereinten Nationen für Menschenrechte unter anderem eine grundlegende Reform des gesamten Rechtswesens gefordert. Außerdem müssten enteignete Tamilen dabei unterstützt werden, sich eine neue Existenz aufzubauen. Dazu hat sich die Regierung zu 36 konkreten Maßnahmen in den Bereichen Menschenrechte, Rechenschaftspflicht und Aussöhnung verpflichtet. Wie der unabhängige Think Tank Verité Research mit Sitz in Colombo im März 2019 veröffentlicht, hat die Regierung bis dato gerade einmal 6 von 36 Verpflichtungen erfüllt. Unter anderem hat sie es bisher unterlassen, einen Sonderrat zur strafrechtlichen Verfolgung von Menschenrechtsverletzungen mit ausländischen Richtern aufzustellen. Zeugen und Opfer von Gewaltverbrechen werden weiterhin nicht geschützt, das Militär mischt sich weitestgehend immer noch in zivile Angelegenheiten der Tamilen im Norden und Osten des Landes ein und macht es ihnen damit schwer, ihre Existenzgrundlagen wieder aufzubauen. Auch ihrer Verpflichtung, das Antiterrorgesetz (PTA) aufzuheben und stattdessen ein Gesetz zu erlassen, das internationalen Standards entspricht, kam die Regierung nur teilweise nach. Noch immer nehmen die Behörden auf Grundlage des Gesetzes Tamilen fest, die sie verdächtigen, Verbindungen zur LTTE zu haben. Angriffe auf Minderheiten, die Zivilgesellschaft, Journalisten und Aktivisten haben weiterhin kaum strafrechtliche Konsequenzen.

Zuletzt sagt Präsident Sirisena, dass er sich wünsche, von der UN Resolution zurückzutreten und betont erneut, dass er davon überzeugt sei, dass die singhalesische Armee keine Kriegsverbrechen verübt habe. Letztlich bat die Regierung vor den erneuten Verhandlungen vor dem UN-Menschenrechts-

rat in Genf im Frühjahr 2019 um eine Verlängerung zur Erfüllung der in der Resolution festgelegten Maßnahmen um weitere zwei Jahre.

3. Die Frage nach der Identität

3.1 Was bedeutet es ‚Sri Lanker‘ zu sein?

Es fing schon damit an, dass ich mir die Frage stellte, wie es eigentlich richtig heißt: Sri Lanker, Sri Lankaner? Auch auf Google ist eine der meistgesuchten Fragen zu Sri Lanka: „Wie nennt man die Bewohner Sri Lankas?“ Das könnte daran liegen, dass man auf die Frage nach der Zugehörigkeit schnell zu den Kategorien ‚singhalesisch‘ und ‚tamilisch‘ kommt. Die durch den jahrelangen Konflikt gesplante Gesellschaft grenzt sich in vielen Merkmalen voneinander ab. Die tamilische und die singhalesische Kultur unterscheiden sich zuerst einmal durch die Sprache. Die Schriftzeichen sind komplett unterschiedlich. Die Probleme zwischen den Ethnien sind sehr vielschichtig und spalten die Kulturen, anstatt sie zu einen. Auch wenn der Konflikt überwiegend von radikalen Minderheiten befeuert wird, sind die Spannungen doch überall zu spüren.

Genau deshalb haben meine Fragen nach einer sri-lankischen Identität die Menschen regelmäßig ratlos gemacht. „Wie definiert ein Einheimischer seine Identität? Was bedeutet es, Bürger Sri Lankas zu sein?“ Anstatt erhellender Antworten zu bekommen, blicke ich reihenweise in fragende Gesichter. Viele Sri Lanker wissen auf diese Fragen schlicht keine Antwort.

Ich unterhalte mich darüber mit der singhalesischen Journalistin Amalini De Sayrah, die für die Seite Groundviews schreibt. Eine Nachrichtenseite, die seit ihrer Gründung von Non-Profit-Organisationen und Stiftungen finanziert wird, deren Ziel die Verbreitung der Demokratie und die Förderung der internationalen Verständigung ist. In Amalinis Veröffentlichungen geht es um Hintergrundartikel rund um den ethnischen Konflikt und seine Aufarbeitung. Auch sie und ihre Kollegen diskutieren oft über die Frage, was genau gemeint ist, wenn der Begriff ‚Sri LankerIn‘ fällt. „Idealerweise sollte die sri-lankische Identität eine sein, die etwas aus jeder ethnischen Gruppe widerspiegelt. Gerade auch deshalb, weil die verschiedenen Kulturen seit Jahrhunderten hier zusammenleben. Aber momentan ist die sri-lankische Identität, wie sie dargestellt wird, eine sehr singhalesisch-buddhistische. Genauso werden die Symbole eingesetzt und die Geschichte drum herum konstruiert. Das ist ein Problem“, sagt Amalini. In der Tat ist der Buddhismus tief in der singhalesischen Kultur verankert, zu tief, wie viele finden. Die Schwierigkeiten einer einigenden sri-lankischen Identität

liegen also auf der Hand. „Es gibt immer noch Spannungen zwischen Tamilen und Singhalesen, also macht es auch Sinn, dass die Menschen sich immer noch in diesem Rahmen bewegen. Man kann es den Gruppen nicht mal verübeln, dass sie sich eher mit ihrer ethnischen Gruppe identifizieren als mit einer sri-lankischen Identität.“

Needeka, eine Anfang 20-jährige Studentin aus Inamaluwa, einem kleinen Ort nördlich von Kandy, sieht das ähnlich und wünscht sich ein Umdenken: „Wir müssen uns an die Dinge erinnern, die uns verbinden, unabhängig davon wie unterschiedlich unsere Lebensweisen sind.“ Needeka studiert Englisch und will irgendwann vielleicht einmal im Ausland leben, weil „in Sri Lanka die Perspektiven für uns junge Leute fehlen.“ Sie ist Singhalesin, ihre Religion, den Buddhismus, stellt sie seit einer längeren Reise in die USA aber in Frage. „Ja, es fühlt sich gut an in diesem schönen Land geboren zu sein“, sagte sie, „Aber Sri Lankerin zu sein und seine Identität in diesem multikulturellen Land zu finden, ist ein stetiger Kampf. Wir haben es noch nicht mal richtig geschafft den ethnischen Konflikt zwischen Singhalesen und Tamilen beizulegen. Und jetzt, zehn Jahre später fangen die Menschen an, den nächsten Konflikt zu schüren.“ Ihr Lächeln weicht aus ihrem Gesicht, ihre klugen, schwarzen Augen verengen sich. „Es entwickelt sich gerade eine anti-muslimische Bewegung mit dem Vorwand die sri-lankische Kultur zu schützen. Was mir Angst macht ist, dass wir so viel Zeit damit verbringen uns voneinander abzugrenzen, sodass wir glatt vergessen, was uns eigentlich eint.“ Mutige Worte für eine junge Singhalesin. Es sind Menschen wie Needeka, die keine Angst davor haben Missstände anzusprechen, die etwas verändern können und die Sri Lanka eigentlich mit Anreizen im Land halten müsste, anstatt sie durch fehlende Perspektiven an Europa oder die USA zu verlieren.

„Warum muss das ganze Land überhaupt buddhistisch geprägt sein? Die buddhistischen Singhalesen tun gerade so, als wären sie schon immer auf der Insel gewesen und hätten jetzt das Recht, allen ihre Religion aufzudrücken“, sagt Promodh, ein Ende 20-jähriger muslimischer Tamile, der im Hochland in einer der ärmsten Gegenden zwischen Teeplantagen lebt. Seine Eltern betreiben ein Homestay, in dem Reisende bei seiner Familie für wenig Geld unter einem Dach übernachten und essen können. Seiner Familie geht es um Längen besser als den Menschen, die vom Teepflücken abhängig sind und nach wie vor von den singhalesisch geführten Teeimperien mit einem Hungerlohn abgespeist werden. Diskriminierung und Benachteiligung sind an der Tagesordnung. Resultat einer ethnischen Zwei-Klassen-Gesellschaft. Leider ist auch das ein großer Bestandteil der sri-lankischen Identität.

Eine weitere Sache, mit der viele hadern, sind die Schwierigkeiten, die ein sri-lankischer Reisepass mit sich bringt. Ein junger Tamile erzählt mir, dass

er vergangenes Jahr in Indonesien war, mehrere Wochen, um zu reisen. Un-typisch für einen Sri Lanker, weshalb er auch am Flughafen schon bei der Ausreise einen Fragenkatalog beantworten musste. „Es nervt den sri-lankischen Reisepass zu haben, mit ihm kommt man nicht weit. Alles wird immer hinterfragt. Auch in Indonesien wollten sie mir nicht glauben, dass ich nur zum Urlaub machen gekommen bin. ‚Du willst doch arbeiten‘ haben sie mir direkt unterstellt.“ „Denn Sri Lanker machen nicht einfach mal so Urlaub in anderen Ländern, erklärt er mir. Dafür haben sie eigentlich nicht das Geld. Das bestätigt mir auch ein junger Gastronom, der ein hippestes Restaurant direkt am Victoria-Park in Nuwara Eliya, im Hochland führt. „Im Prinzip habe ich ein gut laufendes Geschäft. Die Touristen lieben mein Essen. Aber die Steuern und die Kosten sind im Vergleich zu dem, was ich einnehme so hoch, dass ich nie so wie ihr Europäer reisen könnte. Und ich habe fürs Reisen definitiv den falschen Reisepass.“ Ein Angestellter in einem ausschließlich von westlichen Touristen besuchten Ayurveda Resort erzählt mir: „Wir reisen nie in andere Länder. Ihr Touristen seid unsere Reise. Durch euch lernen wir so viele neue Länder und Kulturen kennen. Das ist ein Trost. Dafür sind wir dankbar.“ Wäre in seinen Worten nicht so wahnsinnig viel Tragik mitgeschwungen, hätte ich ihn für diesen lebenswürdigen Satz am liebsten einmal fest in den Arm genommen.

Doch fernab des Konflikts gibt es auch Eckpfeiler einer sri-lankischen Identität, die sich auf die positiven Gemeinsamkeiten konzentrieren. „Ich liebe es Sri Lanker zu sein“, erzählt mir Ravii, ein junger Singhalese, der in London studiert hat, zurückkam und jetzt ein Hostel in Kandy betreibt. „Was unsere Identität ausmacht ist unsere Gastfreundschaft, glaube ich. Jeder versucht jeden gut zu behandeln.“ Das kann ich nur bestätigen. Auf meiner Reise werde ich immer mit offenen Armen empfangen. Die Menschen sind überaus herzlich und jeder, egal in welcher misslichen Lage er sich befinden mag, schenkt mir ein breites Lächeln. Die Hilfsbereitschaft in Sri Lanka ist unübertrefflich. Während in anderen Entwicklungsländern für jeden Gefallen immer direkt nach Geld gefragt wird, sind die Menschen hier hilfsbereit ohne zu fordern und zwar alle Sri Lanker, egal ob Tamilen, Muslime oder Singhalesen.

3.2 Traumreiseland mit Kriegsverbrechern

Zugegeben, das ist eine etwas überspitzte Formulierung, aber sie fasst die Identitätskrise Sri Lankas ziemlich gut zusammen und zeigt, in welcher schizophrenen Lage sich der Inselstaat befindet. Der Tourismus in Sri Lanka boomt, 2018 besuchten mehr als 2,3 Millionen Menschen den Inselstaat.

Eine Steigerung von über 10 Prozent zum Vorjahr und damit zum wiederholten Male ein neuer Rekord. Von dieser Euphorie beflügelt, verkündet der sri-lankische Tourismusminister John Amaratunga auf der Reisesmesse ITB in Berlin Anfang März 2019, die Visumpflicht und damit auch die Einreisegebühren für EU-Bürger abzuschaffen. Dasselbe soll künftig auch für Besucher aus den USA, Kanada, Australien und Neuseeland gelten. Eine Maßnahme, um nochmal verstärkt die Werbetrommel für sein Land zu rühren.

Das macht auch der Lonely Planet schon seit mehreren Monaten ziemlich erfolgreich. „Sri Lanka ist gerade echt angesagt“, schreibt die Reiseplattform. „Und es verändert sich schnell... Sri Lanka ist auferstanden! Und es ist wie nie zuvor ein Ziel für Familien, Adrenalinjunkies, Ökotouristen, Wellnessuchende und Gourmets aller Budgetklassen. Sogar der Norden und der Osten, samt der Gebiete, die früher gesperrt, schwer zu erreichen oder ohne Infrastruktur waren, locken mit neuen Eindrücken.“ Das Reiseportal, das mit seinen Reiseführern berühmt wurde, wird von Touristen als wichtiger Impulsgeber gesehen. Jedes Jahr kürt die Seite die Top 10 der wichtigsten Reiseländer. Für 2019 hat es Sri Lanka auf den ersten Platz geschafft, das gab dem Land ordentlich Rückenwind.

„Hast Du das mit dem Lonely Planet gelesen?“ werde ich von allen Gästehaus-Besitzern angesprochen. Sie sind stolz, dass ihr Land es auf der Liste der Must-See-Places auf den ersten Platz geschafft hat, ist die Auszeichnung doch an so viele Hoffnungen geknüpft. „Auf Platz zwei steht für 2019 Deutschland. Unsere Länder hintereinander. Das ist doch ein Zeichen“, entgegen ich witzelnd. Wir müssen lachen. Doch für die Menschen hier ist das Lonely Planet Ranking eine ernste Angelegenheit. Alle rechnen mit einem historischen Besucherrekord, der ordentlich Geld ins Land bringen soll. Der Titel Traumreiseland ist eine einmalige Chance, die genutzt werden will. Denn die Einheimischen sind von den Touristen abhängig, sie sind ihre Haupteinnahmequelle.

„Unerschrockene Traveller fanden das Land schon immer bemerkenswert“, schreibt der Lonely Planet weiter. „Der Mix aus Religionen und Kulturen, die zeitlosen Tempel, die reiche Tierwelt, die man leicht beobachten kann, die wachsende Surfer Szene. Und die Menschen, die mit Gastfreundschaft und Freundlichkeit den Widerständen aus dem jahrzehntelangen Bürgerkrieg trotzen.“ Für die Touristen wird Sri Lanka als ein sicheres Reiseland mit strahlenden Einheimischen und Traumstränden verkauft, was sicher auch der Fall ist. Doch leider geht dadurch auch unter, dass immer noch Kriegsverbrechen und Menschenrechtsverletzungen im Raum stehen, für die keiner die Verantwortung übernehmen möchte. Dass die Menschen wie vom Lonely Planet beschrieben den „Widerständen trotzen“ ist der Tatsache geschuldet, dass sie keine andere Wahl haben. Den prophezeiten Tou-

ristenansturm sehen deshalb alle als Chance aus der Krise. Fast jeder bietet in seinem Zuhause ein Zimmer an, das er an Touristen vermietet, die sogenannten Homestays. Angepriesen werden diese über Buchungsportale wie Booking.com oder AirBnB. Ein Willkommensgetränk und ein reichhaltiges, sri-lankisches Frühstück sind in dem Preis von durchschnittlich acht Euro pro Nacht meistens mitinbegriffen. Darüber hinaus bieten die sri-lankischen Frauen ein selbstgekochtes Abendessen, meistens das Nationalgericht Reis und Curry an. Mit bis zu vier Euro ist das ein lukrativer Zusatzverdienst. Jeder will etwas vom Kuchen abhaben. Die Konsequenz ist ein erdrückendes Überangebot.

Wer die oberflächlichen Gespräche zu den Einheimischen über die saftigen Mangos, das tolle Wetter oder den feinen Sandstrand sucht, bekommt sie. Wer sich Zeit nimmt und hinter die Fassade schaut, erfährt, dass die Menschen alles andere als zufrieden sind mit ihrem Land und der politischen und wirtschaftlichen Situation. Wirtschaftlich gesehen steht das Land zwar besser da, als andere Entwicklungsländer, alle ächzen aber unter der großen Steuerlast und den hohen Lebenshaltungskosten.

3.3 Identität durch Religion

Identität geht in Sri Lanka unumstritten mit Religion einher. Jeder schmückt sich mit seiner Religion und das im wahrsten Sinne des Wortes. Jedem Bus, jedem Tuk-Tuk, jedem Hauseingang sieht man von weitem schon an, ob der Besitzer Buddhist, Hindu, Christ oder Muslim ist. Seine Religion nach außen zu tragen, zu demonstrieren wer man ist, an was man glaubt, das scheint den Menschen sehr wichtig zu sein, oder einfach dazuzugehören. „Wir kennen das nicht anders“, sagen mir die Tuk-Tuk-Fahrer immer wieder, wenn ich sie auf ihre dekorativen Fahrerkabinen anspreche. Alles steht und hängt voll mit kleinen Statuen, Bildchen und Anhängern mit religiösen Symbolen. Schrill, blinkend, je auffälliger desto besser. Eigentlich eine schöne Sache, wie sehr die Menschen mit ihrem Glauben verbunden sind und aus ihrer Religion Kraft schöpfen, würde sie nicht immer wieder als Vorwand genommen werden, um Hass zu verbreiten.

Auch wenn der Konflikt zwischen Singhalesen und Tamilen ethnisch-sozialer Natur ist, spielen die Religionen jedoch eine entscheidende Rolle dafür, dass auch zehn Jahre nach Kriegsende vieles noch im Argen ist. Die mehrheitlich buddhistischen Singhalesen bilden mit 70 Prozent die größte Religionsgruppe. Ihre Religion wird vom Staat gefördert und ist im Alltag omnipräsent. Das ganze Land ist mit Buddha-Statuen übersät und es werden immer mehr. Die meisten Tamilen sind Hindus, sie machen rund 13 Prozent

der Bevölkerung aus. Die Muslime mit 9 Prozent, die den Tamilen näherstehen, weil sie ihre Sprache sprechen, sind den Mächtigen ebenfalls ein Dorn im Auge. Unter den 7 Prozent Christen sind sowohl Tamilen als auch Singhalesen vertreten. Religionsfreiheit steht weitestgehend nur auf dem Papier. Schuld daran ist die Stellung des Buddhismus, der in Sri Lanka für Nationalismus der schlimmsten Art missbraucht wird. Dabei haben die Religionen mehr gemeinsam, als es auf den ersten Blick scheint. Ich sehe Buddhisten, die hinduistische Pilgerstätten besuchen, Hindus die in Buddha-Tempeln beten oder zu christlichen Wallfahrtsstätten pilgern. „Es geht um den heiligen Ort, den die Menschen verehren wollen und an dem sie eine spirituelle Verbindung zu etwas Höherem suchen“, erklärte mir Mohan, ein Mitte 30-jähriger Tamile aus Colombo, mit dem ich durch den tamilischen Nordwesten der Insel reise.

Tatsächlich enthält die von den Singhalesen mehrheitlich praktizierte Religion des Buddhismus viele hinduistische Elemente. Endlich verstehe ich, warum sich in Tempeln und in Bussen oft Bilder der Hindu-Götter neben Buddha-Statuen gesellen. Andersherum gab es in der tamilischen Bevölkerung über Jahrhunderte viele Menschen, aus dem Gebiet Tamil Nadu aus Indien, die Buddhisten waren. Wie so oft kommt auch hier die Betonung der Unterschiede hauptsächlich aus den Reihen radikaler Minderheiten.

3.4 Der Mönch, der keiner mehr sein wollte

Sumana ist ein Uniprofessor aus Kandy und ein ehemaliger Mönch. Abtrünnige Mönche haben es schwer in Sri Lanka. Wer sich in der sri-lankischen Gesellschaft dazu entscheidet Mönch zu werden und sich später dagegen entscheidet, wird nicht selten ausgeschlossen, verstoßen oder misachtet. Ganz so schlimm hat es Sumana nicht getroffen, vielleicht auch deshalb, weil er lange Zeit im Ausland lebte und studierte, so konnte Gras über die Sache wachsen.

Ich treffe ihn und seine Frau Srima auf einem heiligen Felsen in Mihintale, 14 km östlich der Ruinenstadt Anuradhapura. Die beiden sind mit zwei Südkoreanern unterwegs. Die befreundeten Paare hatten sich vor zwanzig Jahren beim Studium in Oxford kennengelernt, jetzt in Sri Lanka, das erste Wiedersehen. Ich bin gerade dabei umzukehren und das letzte Stück des Felsens nicht zu besteigen. Meine Höhenangst ist einfach zu groß, die Geländer wirken zu provisorisch und der Untergrund barfuß (wir befanden uns auf Tempel-Boden und mussten somit die Schuhe zurücklassen) ist viel zu rutschig.

„Kommt nicht in Frage“, sagt der sri-lankische Buddhist, als er mich

ängstlich am Fuße des steilsten Stücks stehen sieht. Wir kommen ins Gespräch, die vier helfen mir meine Höhenangst zu überwinden und das letzte Stück gemeinsam den Felsen zu erklimmen. Ich weiß, es hört sich nach sehr viel Klischee an. Ein sri-lankischer Buddhist hilft der Europäerin ihre Höhenangst mit klugen Sprüchen über Selbstvertrauen und Zuversicht und dem Glauben an sich selbst zu überwinden. Aber genau so war es.

Wir verbringen den halben Tag zusammen auf der Tempelanlage. Ich habe somit nicht nur den besten Tourguide an meiner Seite, sondern erfahre auch allerlei Spannendes über den Buddhismus und dass Sumana einmal selbst ein Mönch war.

Er geht damit offen um, hat kein Problem dieses ‚Tabuthema‘ anzusprechen. Seiner Frau Srma ist es sichtlich unangenehm. Als ihre Ehe vor mehr als zwanzig Jahren arrangiert wird, weiß Srma nichts von Sumanas Vergangenheit als Mönch. „Das Ganze lief über eine Kontaktanzeige. Wenn ich das da reingeschrieben hätte, dann hätte sich gar niemand gemeldet.“ Kurz vor der Eheschließung legt Sumana aber die Karten auf den Tisch. „Es war mir sehr wichtig, die Sache nicht als Geheimnis mit in die Ehe zu nehmen. Srma sollte das wissen und hätte sich dann auch nochmal dagegen entscheiden können. Tat sie aber nicht“, sagt Sumana und grinst Srma an. Srma verdreht verlegen die Augen. Für sie ist die Ehe mit einem ehemaligen Mönch nicht immer einfach. Die Seitenhiebe von Bekannten und ihrer Familie sind für sie nur schwer zu ertragen. Srma ist es deshalb lieber, wenn das Thema erst gar nicht angesprochen wird.

Die beiden erfahren persönlich, wie schwer es sich in einer Gesellschaft lebt, in der man plötzlich von der buddhistisch-singhalesischen Mehrheit zu einer Minderheit diskreditiert wird, die verachtet und erniedrigt wird. „Unsere sri-lankische Identität wird oft durch egozentrische Einstellungen beschmutzt“, sagt Sumana. Aber er versucht all diese Dinge, die von wenigen Individuen ausgehen, nicht mit dem Buddhismus als Ganzes zu verwechseln, wie er mir erzählt. Stattdessen „sollte man es als ermutigend empfinden Sri Lanker zu sein, weil man das Vertrauen entwickeln kann, wertvolle und moralisch gesunde Werte aus der reichhaltigen buddhistischen Kultur zu ziehen, um sich für die Gesellschaft einzusetzen.“

Der Uniprofessor versucht, so erzählt er mir, die buddhistischen Werte wie „liebvolle Fürsorge, Mitgefühl, grenzenlose Gelassenheit und dankbare Freude“, zu leben. „Die Lehre des Buddha erinnert uns, wie wir Achtsamkeit, Verständnis und Anstrengung richtig anwenden. Da müssen wir hinkommen, um selbstlose Einstellungen zu entwickeln.“ Irgendwann, so hofft er „wird die sri-lankische Gesellschaft sich hoffentlich so selbstverständlich dahin entwickeln, dass man sich die Frage nach der Identität gar nicht mehr stellen muss.“

Die weisen Worte des ehemaligen Mönchs hören sich gut an. Ich befürchte nur, dass es in einem Land, in dem es eine buddhistische Mehrheit unter dem Deckmantel der Religion den Minderheiten nach wie vor schwermacht, unbekümmert zu leben, bis dahin noch ein weiter Weg sein könnte.

3.5 Gefangen im Kastensystem

Neben der Religion ist es auch das Kastensystem, das die Identität und das Leben der Sri Lanker prägt. Die Kaste bezeichnet die Einordnung der Menschen in eine soziale Schicht innerhalb der Gesellschaft, in der man von der Geburt bis zum Tod bleibt. Das Kastensystem hat vor allen Dingen bei den hinduistischen Indern eine große Bedeutung. Sri Lanka übernahm das System zwar vom benachbarten Subkontinent, die hinduistischen Tamilen und auch die buddhistischen Singhalesen entwickelten jedoch ihre ganz eigenen Hierarchien, die sich teils gravierend voneinander unterscheiden. Damit gibt es gleich mehrere Kastensysteme, die auch in der modernen sri-lankischen Gesellschaft noch immer eine große Rolle spielen und das gesellschaftliche Leben bestimmen. Fast alle Kastennamen werden Berufsgruppen zugeordnet, auch wenn die Mitglieder heute anderen Berufen nachgehen „und die Grenzen immer mehr verschwimmen“, erzählt mir ein NGO-Mitarbeiter aus Colombo. „Früher hat man jemanden nach seinem Beruf gefragt. Dann war direkt klar, du bist Friseur, du verdienst ungefähr so und so viel Geld, du bist in dieser Kaste. Du bist Fischer, du verdienst das und das und bist in dieser Kaste. Heute kann aber ein Fischer ein Imperium führen, ein Friseur kann der persönliche Barbier eines Milliardärs sein. Da ist es mit der Aufteilung dann plötzlich nicht mehr so klar.“

Rangit Gunasekera leitet das Bildungsinstitut Diyanilla Technical Institute (DTI) in der Nähe von Ragala, einem kleinen Ort im Hochland, der Teeregion Sri Lankas. Der überwiegende Teil der Bevölkerung lebt von der Teewirtschaft als Erntehelfer. Die Themen Kaste und Ethnie sind der Grund für die massive Unterdrückung und Benachteiligung der überwiegend tamilischen Teepflücker. Mit einem durchschnittlichen Tageslohn von 3,50 Euro können die Erntehelfer kein menschenwürdiges Leben führen. Das Institut möchte Perspektiven schaffen und bietet deshalb für junge Sri Lanker Fortbildungskurse im Schreiner- und Maurerhandwerk, aber auch Computer- und Nähkurse an. Das Außergewöhnliche, anders als bei anderen Schulen, sind die Ethnien hier nicht getrennt, Tamilen und Singhalesen lernen und arbeiten zusammen. Das Lernen der jeweils fremden Sprache als Unterrichtsfach hilft, Vorurteile abzubauen und gegenseitiges Interesse und Verständnis zu entwickeln.

Verständigungsprobleme werden gemeinsam gelöst, ein Aussöhnungsprozess im Kleinen, der ohne Druck, fast wie von alleine passiert. „Alle Schüler wissen, dass es hier darum geht, sich für den Frieden zwischen den Ethnien einzusetzen. Aber wir versuchen es zu verhindern, die Schüler darauf direkt anzusprechen, dass es ein Problem zwischen den Ethnien gibt. Stattdessen ist es unser Ziel, dass sie sich anfreunden. Hier wollen wir nicht, dass über die Themen Ethnien, Religionen, Politik und das Kastensystem geredet wird“, sagt Rangit, der das Institut mitgegründet hat. Die Ausbildungsstätte wird vom Lemonaid & ChariTea e.V. aus Deutschland finanziert. Die Gelder generiert der gemeinnützige Verein aus dem Verkauf von fair gehandelten und biologischen Getränken wie Tees und Limonaden der Lemonaid GmbH. Dabei stammt ein Großteil des verwendeten Tees aus Sri Lanka.

Heute ist Elternabend auf dem Campus, bei dem die Verhaltensregeln am Institut zusammen mit Schülern und Lehrern vorgetragen und besprochen werden. Natürlich auf Tamilisch und Singhalesisch. Zwei Mädchen übernehmen die Sprecherrolle, tragen die Regeln über einen alten Lautsprecher mit Mikrofon der Klasse und den Eltern vor. Uthpala in ihrer Muttersprache Singhalesisch, Nayomi auf Tamilisch. „Eigentlich gibt es keine Unterschiede“, erzählen mir die beiden Schülerinnen. „Wir sind alle gleich, es ist egal, ob Tamile oder Singhalese.“ Ich hake nach: „Wirklich, keine Unterschiede?“ „Also ja, die Sprache“, lachen sie verlegen, „aber wir können mittlerweile ja alle beide Sprachen.“

Ich freue mich zu sehen wie gut der Ansatz am DTI funktioniert. „Wir verzichten bewusst darauf, den Konflikt anzusprechen. Auf ihn einzugehen würde nur noch mehr Probleme produzieren“, betont Rangit erneut das Erfolgsrezept.

Ich frage die beiden Mädchen, was sie an der anderen Ethnie am meisten schätzen. „Die Tamilen sind sehr hilfsbereit“, sagt die 16-jährige Singhalesin. Die 19-jährige Tamilin nickt zustimmend: „Die Singhalesen sind sehr freundlich und hilfsbereit.“ So viel Einigkeit, „Ist das hier immer so?“ will ich von Rangit wissen, der das Institut zusammen mit dem Deutschen Walter Keller in den 70er Jahren aufgebaut hat. „Nicht immer“, sagt er. „Wir sind zwar sehr erfolgreich in den letzten Jahren gewesen, aber am Anfang hatten wir viele Probleme mit dem Kastensystem. Wir hatten Studenten, die aus der oberen Kaste kamen und welche aus der unteren Kaste. Die aus der oberen Kaste wollten die aus der unteren vertreiben, aber dann haben wir das in der Gruppe diskutiert, sie zusammengebracht. Und am Ende wurden sie zu besten Freunden. Wann immer es ein Problem gibt, dann klären wir es direkt.“

Das Beispiel zeigt, dass in den ärmeren Regionen die Einteilung in soziale Schichten immer noch eine große Bedeutung hat. Selbst in modernen

Familien gilt es als verpönt, außerhalb der eigenen Kaste zu heiraten. Die meisten Ehen sind in Sri Lanka immer noch arrangiert. Ein Singhalese, der seinen Namen nicht veröffentlicht haben will, erzählt mir von seiner Eheschließung vor sieben Jahren. Auch er durfte sich seine Frau nicht selbst aussuchen. „Gemeinsame Freunde haben uns unseren Eltern vorgeschlagen. Wir sind aus derselben Kaste, sind im selben Alter. Es hat von den Grundanforderungen her also schon mal gepasst.“ Immerhin gab es ein Treffen vor der Hochzeit, um sich gegenseitig „zu beschnuppern“. „Ich hatte Glück, wir verstanden uns von Anfang an.“

Die Feier ging mehrere Tage. Der Tradition zu Folge war seine Mutter bei der eigentlichen Hochzeit am ersten Tag nicht anwesend. Sie bereitete das ‚Homecoming‘-Fest am zweiten Tag vor. Dafür hatte sie ein Bett mit weißen Laken für die Hochzeitsnacht ausgelegt. „Wenn auf diesen am nächsten Tag keine Blutflecke zu sehen sind, die die Jungfräulichkeit der Braut beweisen, dann hätte meine Mutter eigentlich das Recht, meine frischgebackene Ehefrau zu verstoßen.“ Ich schaute ihn fragend an. Es war ein sehr intimes Thema, über das er da redete. Deshalb stellte ich keine weitere Nachfrage und wartete darauf, dass er selbst erzählte. „Aber heutzutage ist man da flexibel. Wir waren beide nicht mehr die aller Jüngsten, als wir geheiratet haben. Es war meiner Mutter klar, dass ich keine Jungfrau heirate. Es geht also heutzutage eher um die Tradition an sich. In der Ausführung ist man da weniger streng.“

3.6 Der Karma-Fluch

Präzise pinselt Heshani die rote Farbe auf ein Stück Leinentuch. Später soll daraus eine Tischdecke mit bunten Blumen werden. Sie lächelt mich an. „Schön“, sage ich auf Singhalesisch. Würde man den Rollstuhl nicht sehen, auf dem sie sitzt, würde man nicht bemerken, dass sie anders ist als andere Kinder in ihrem Alter. Heshani hat eine Behinderung, nicht nur eine körperliche. Auch das Sprechen fällt ihr schwer. Um sie herum sitzen zwanzig weitere Jugendliche mit leichten bis schweren Behinderungen. Sieben Betreuerinnen in blauen Sari-Uniformen spielen, singen und lachen mit ihnen, ganz ohne Berührungssängste. „Das ist nicht selbstverständlich“, erklärt mir Roshan Samarawickrama, der das ECSAT-Zentrum für Menschen mit Behinderungen in Galle und in Matara leitet. „Menschen mit Behinderungen werden von der Gesellschaft in Sri Lanka als etwas Negatives betrachtet. Sogar die Familien selbst haben eine negative Einstellung gegenüber ihren Kindern oder Geschwistern mit Behinderungen. Viele bringen es mit Karma in Verbindung. Sie denken, dass es Unglück bringt, wenn man ein Kind mit

einer Behinderung in der Familie hat.“

Karma spielt in der sri-lankischen Kultur eine große Rolle. Ein Kind mit Behinderungen zur Welt zu bringen, wird als Wink des Universums gesehen. Eine Art Erinnerung und zugleich Bestrafung dafür, dass man in einem früheren Leben etwas Schlechtes getan hat. Mit einem Kind mit Behinderungen werden die Eltern so automatisch an den Pranger gestellt, ja gar öffentlich bloßgestellt und werden jeden Tag mit der Erniedrigung durch ihr Umfeld konfrontiert. Deshalb verstecken die meisten Eltern ihre behinderten Kinder am liebsten zu Hause, anstatt sie zu fördern. „Es ist für sie verschwendetes Geld, in ihre Kinder mit Behinderungen zu investieren. Lieber lassen die Eltern sie zu Hause versauern und geben das Geld für ihre gesunden Kinder aus, aus denen noch was werden kann.“

Sri-lankische Musik tönt aus einem Lautsprecher. Daumen und Zeigefinger fest aneinandergepresst, bewegt eine Betreuerin ihre Arme elegant zum Rhythmus. Dann springt sie von links nach rechts. Eine Gruppe Jugendlicher macht es ihr nach. Sie sind gut, tanzen fast synchron jeden Schritt, jede Bewegung mit.

Roshan nickt stolz. „Diesen Tanz haben wir im letzten Jahr vor einem Publikum mit wichtigen Vertretern aus Wirtschaft und Politik vorgeführt. 600 Zuschauer, alle waren begeistert. Wir wollen den Leuten und vor allen Dingen den Eltern beweisen, dass ihr Glaube zum Thema Karma falsch ist. Das machen wir, indem wir ihnen zeigen, was alles in ihren Kindern steckt, zu was sie alles fähig sind, wenn man sie nur fördert.“ Die Arbeit des ECSAT ist seit der Gründung nach dem Tsunami im Jahr 2005 ein voller Erfolg. Das gemeinnützige Zentrum für Menschen mit Behinderungen, das auch vom deutschen Lemonaid & ChariTea Verein finanziert wird, bietet individuelle und für die Kinder kostenlose Förderung auf den Gebieten Sprachziehung und Physiotherapie an. Aber das Wichtigste ist die Integration und Zusammenarbeit mit dem Umfeld: „Wir wollen, dass die Menschen mit Behinderungen ein Leben führen können, das so unabhängig wie möglich ist“, sagt Roshan. ECSAT versucht deshalb, lokale Unternehmen mit in das Trainings- und Ausbildungsprogramm zu involvieren. „So konnten wir zum Beispiel drei Mädchen, die ein Händchen für alles rund um das Thema Kosmetik haben, an einen Schönheitssalon vermitteln, wo sie nun eine Ausbildung machen dürfen. Das wäre vorher undenkbar gewesen.“

Zwei seiner Schützlinge führen jetzt sogar eine eigene Schneiderei, mit der sie finanziell unabhängig von ihrer Familie sind. Und Roshan steht in Kontakt mit einem Hotel, das mehreren Schülern eine Kochausbildung ermöglichen will. „Dass die Kinder zu sowas im Stande sind, hätten die Eltern zuvor nie gedacht. Jetzt sehen sie, dass es sich lohnt, sie nicht aufzugeben.“ Viele, kleine Erfolge. Doch das reicht Roshan noch lange nicht. „Jetzt muss

endlich die ganze sri-lankische Gesellschaft die Menschen mit Behinderungen in ihrer Mitte aufnehmen und verstehen, dass sie nichts mit schlechtem Karma zu tun haben, im Gegenteil, sie sind eine Bereicherung“, sagt er und zeigt stolz auf seine tanzenden Schüler, die im Rausch der Musik so aussehen, als hätten sie vergessen, dass sie anders sind als andere.

4. Die tamilische Minderheit: Wie gelingt der Integrationsprozess in der Praxis?

4.1 Stiller Krieg

Längst ist der Krieg vorbei, doch im Stillen geht er weiter. Begriffe wie „silent war“ (stummer Krieg) oder „war without blood“ (Krieg ohne Blut), fallen nicht nur immer wieder in Gesprächen mit Tamilen, sondern auch in Treffen mit denjenigen Singhalesen, die sich einen objektiven Blick auf die Dinge leisten können. Die Singhalesen direkt auf das Thema anzusprechen, ist keine gute Idee. Sie reagieren sehr empfindlich, weil sie sich teilweise auch als Opfer des Konflikts sehen, für den sie „persönlich nichts können“. Immer wieder betonen sie, dass es ein Krieg zwischen der Regierung und den fanatischen Rebellen war, der doch jetzt vorbei wäre. Sie selbst haben nichts gegen Tamilen, erzählt mir jeder Singhalese, den ich frage, ob es nach wie vor Spannungen zwischen den Bevölkerungsgruppen gebe. Prompt zählen sie mir ihre vielen tamilischen Freunde auf, mit denen sie gut und gerne zusammenleben. Alles funktioniere einwandfrei. Die Spannungen werden nur von der Politik kreierte und künstlich aufrechterhalten. Viele sind genervt davon, dass sie sich persönlich für den Konflikt und dafür rechtfertigen müssen, dass es ihre Ethnie ist, die eine Minderheit nach wie vor unterdrücken soll. Dabei haben sie doch auch gelitten, unter dem „ständigen Terror der LTTE“, die mit ihren Attentaten das ganze Land über Jahrzehnte hinweg in Angst und Schrecken versetzt habe. „Außerdem ist unser Land viel zu klein um zwei daraus zu machen“, höre ich immer wieder, wenn ich frage, warum aus ihrer Sicht eine Zwei-Staaten-Lösung nicht in Betracht kam. Nicht selten kippt ein angeregtes Gespräch mit Singhalesen, bei dem ich mich langsam und vorsichtig zum Konflikt-Thema vorgearbeitet habe und bei dem mir meine Gesprächspartner plötzlich emotional zu verstehen geben, dass es jetzt genug sei.

Das Problem ist außerdem, dass viele Singhalesen die Kritik an der heutigen Situation schlichtweg nicht nachvollziehen können. Der Süden und der Norden Sri Lankas, das sind zwei Welten. Ein Singhalese aus Colombo hat keinen guten Grund in den Norden zu fahren. Die meisten waren noch nie in

den ehemaligen Bürgerkriegsgebieten. Und die wenigen, die sich ein eigenes Bild machen wollen, fahren nach Jaffna. Dabei ist die Halbinsel wenig repräsentativ. „Jaffna blieb von den letzten, heftigen Gefechten verschont und wurde nach dem Krieg wieder schnell aufgebaut“, sagt die sri-lankische Journalistin Amalini De Sayrah, die sich seit Jahren kritisch mit dem Konflikt auseinandersetzt. Die schlimmsten Zerstörungen und Kriegsverbrechen spielten sich am Ende des Kriegs auf dem Festland-Teil der Nordprovinz südlich der Jaffna-Halbinsel ab, dem sogenannten ‚Vanni‘ Gebiet, wo die Nachwehen auch heute noch zu sehen sind. Die Straße, die von Colombo in den Norden führt, ist hingegen gut und es gibt sogar eine Express-Zugverbindung. „Nach Jaffna kamen nach dem Krieg relativ viele Touristen. Die Infrastruktur wurde dort schnell wiederaufgebaut. Hotels entstanden. Das gab den Menschen die Illusion, dass der gesamte Norden auf einem guten Weg ist“, erzählt Amalini, die regelmäßig mit den Tamilen in Vanni spricht und über die Missstände in der Region berichtet. „Die Menschen, die Jaffna sehen, denken: So wie es hier aussieht, so sieht es überall im Norden aus. Nachdem sie Jaffna besucht haben, erzählen sie zu Hause: ‚Ok, alles ist gut. Die haben da oben alles in Ordnung gebracht.‘ Aber wie wir wissen, haben die Menschen in den wirklichen Problemregionen heute immer noch keine richtigen Behausungen.“

Viele Singhalesen im Süden hören somit meist eine verklärte Geschichte über die Zustände im Norden. Auch die Medien helfen bei der Aufklärung und Verbreitung der Wahrheit nur wenig. „Die Journalisten können mittlerweile wieder relativ kritisch berichten, zumindest ist die Lage viel besser als sie es unter dem ehemaligen Präsidenten Rajapaksa war. Das Problem ist jetzt aber ein anderes“, erzählt mir Amalini, die selbst Singhalesin ist und in der Nähe von Colombo lebt. „Jetzt ist es nicht mehr die Angst, die den Journalisten bei der kritischen Berichterstattung im Wege steht. Jetzt geht es darum, für welches Medienhaus sie arbeiten und wie die Geldgeber die Geschichte aufbereitet haben wollen, welche Farbe die Geschichte haben und in welchem Rahmen sie erzählt werden soll.“

Die Medien sind befangen, es geht um die Gunst der Leser und Meinungsmache, schildert mir Amalini die Situation. „Viele Medien in Sri Lanka berichten nur über ein Thema, wenn es sehr politisch wird. Und dann war’s das. Es geht immer nur darum: Was bringt die meisten Klicks?“ Amalini hingegen schreibt für ein Non-Profit-Portal. Kern ihrer Arbeit sind kritische Analysen für die sie immer wieder an die Schauplätze des Geschehens zurückkehrt und nachhakt, ob sich in der Sache etwas getan hat. Dieses Vorgehen vermisst sie an der Berichterstattung der großen Medienhäuser. „Es gibt ein paar Mainstream Medien, die einen guten Job machen. Aber es sind viel zu wenige, die einen kritischen Blick auf die Dinge haben, die hier

gerade passieren.“ Das verunsichert die Menschen, viele wissen nicht mehr, wem sie glauben sollen, was wahr ist und welche Themen nur politisch instrumentalisiert werden. Viele Sri Lanker erzählen mir, dass sie deshalb ganz aufgehört haben, Nachrichten zu konsumieren. Eine Entwicklung, die im ersten Moment logisch und überlegt erscheint, im nächsten Moment aber große Gefahren birgt: Immer mehr Menschen zeichnen sich ein Bild, das auf Gerüchten basiert, auf verklärten Informationen und Erzählungen von Bekannten und Verwandten, in deren Berichten oft wichtige Details fehlen oder die schlichtweg nicht der Wahrheit entsprechen. Es gibt nur wenige Singhalesen, die deshalb die Zeit und die Kraft aufbringen können und wollen, sich objektive Stimmungsbilder einzuholen und die Situation losgelöst von ihrer eigenen Identität betrachten und einschätzen möchten. Diejenigen, die es zulassen, sind sich einig: Was mit den Tamilen im ehemaligen Kriegsgebiet passiert, ist Schikane. Schikane durch Desinteresse und Ignoranz. Sie werden bewusst von der Regierung im Stich gelassen, sind von ethnic profiling, der Profilerstellung auf der Grundlage vermeintlicher ethnischer Merkmale, betroffen und werden dadurch benachteiligt und diskriminiert. Wieso die Regierung diese Strategie fährt? Psychologische Kriegsführung könnte die Antwort sein.

4.2 Jaffna – auf Bootstour mit einem ehemaligen Tamil Tiger

Jaffna ist anders als andere Städte. Es scheint, als habe sich ihre große Geschichte wie eine unsichtbare, schwere Decke auf den Ort und ihre Menschen gelegt. Die Stadt berührt. Galt sie doch schon immer als Sehnsuchtsort, als heimliche Hauptstadt der Tamilen. Schon im 13. Jahrhundert war sie Hauptsitz der tamilischen Könige. Die Portugiesen zerstörten alle hinduistischen Bauwerke Anfang des 17. Jahrhunderts. Unter den Briten wurden die Tamilen als Behördenangestellte bevorzugt, weil sie fließend Englisch sprachen und als fleißig galten. Der Unmut unter der mehrheitlich buddhistisch-singhalesischen Bevölkerung wurde immer größer. Nach dem landesweiten Massaker an den Tamilen im Jahr 1983 flohen viele nach Jaffna, die tamilische Bevölkerung wuchs. Der Bürgerkrieg zerstörte alle Hoffnungen der Tamilen hier im Norden ein unabhängiges Land aufzubauen, mit einer modernen Infrastruktur nach Vorbildern wie Singapur oder Tel Aviv.

Obwohl Touristen schon seit langer Zeit ohne Probleme in den Norden reisen können, sehe ich kaum weiße Menschen. Als Ausländer fällt man auf und wird interessiert beobachtet. Im Vergleich zu anderen Städten im Zentrum und im Süden sind die Menschen hier nicht auf Touristen vorbereitet, eine touristische Infrastruktur ist nicht vorhanden, was ich als sehr ange-

nehm empfinde. Restaurants und Cafés gibt es nur wenige, aber dafür sind sie sehr authentisch. Alles wirkt purer und ehrlicher als im völlig überlaufenen Süden. Trotzdem: Militärische Offensiven und wirtschaftliche Embargos schwächten die Region jahrzehntelang und hinterließen Narben, die man der Stadt oberflächlich kaum mehr ansieht, die in ihrer Seele aber immer noch zu finden sind.

Mahnmale des Fanatismus sind wie mit dem Salzstreuer über die ganze Stadt verteilt. Zum Beispiel ist da das Holländische Fort, das am Rande der Jaffna-Lagune liegt und Anfang der 1990er Jahre bis auf die Grundmauern zerbombt wurde. Ein paar Kilometer weiter liegt ein schneeweißer Kolonialbau mit Kuppeltürmchen ziemlich verlassen an einer Seitenstraße. Unaufgeregt scheint er seinen Besuchern sagen zu wollen: „Wenn ich doch nur erzählen könnte.“ Es ist die Jaffna-Bibliothek, Symbol tamilischen Geistes und eine stille Zeitzeugin, deren bewegte Geschichte das radikale Vorgehen der Singhalesen verdeutlicht. In einer Nacht Ende Mai 1981 brannten singhalesische Polizisten das Gebäude nieder. 97.000 Bücher und bis zu 1.500 Jahre alte tamilische Palmblattmanuskripte fielen den Flammen zum Opfer und gingen für immer verloren. Bis heute ist der Kummer über den Verlust groß.

Die Stadt wirkt trotz der traurigen Mahnmale belebt, augenscheinlich sogar versöhnt. Die Menschen scheinen zufrieden und doch fühlt es sich wie die Ruhe vor einem großen Sturm an. „Keiner kümmert sich wirklich um uns“, klagen die Einwohner. Von 1990 bis 1995 wurde Jaffna mitsamt der politischen Verwaltung von der LTTE kontrolliert und war de facto der Tamilen-Staat. Der Guerillaführer Prabhakaran leitete hier sogar lange Zeit das Hauptquartier der Rebellen.

„Drogen gab es hier keine, darauf wurde von der LTTE viel Wert gelegt“, erzählt uns ein kleiner, rundlicher Fischer, der mit seinem Boot auch Touren um die Halbinsel anbietet. Ich nenne ihn Kittu, seinen echten Namen möchte er nicht veröffentlicht haben. Er humpelt. Auf seinem Bein entdecke ich eine riesige Narbe. „Das habe ich mir im Krieg eingefangen“, sagt er und zeigt auf die Hautwulst an seinem Unterschenkel. Er startet den Motor seines orangefarbenen Boots, an dessen Bug ein weißes Kreuz prangt. „Ich war damals wie fast jeder hier auch für die LTTE im Einsatz, mit einem Boot. Auch meine Geschwister haben für die LTTE gearbeitet.“ Wie genau er der Rebellenorganisation geholfen hat, will er nicht erzählen. Auch über sein kaputtes Bein will er nicht weiter sprechen.

Der Fahrtwind bläst uns ins Gesicht. Wir fahren vorbei an knallbunten Fischerbooten. Ein Mann wadet durchs brusthohe Wasser und zieht sein Boot an einem Seil hinter sich her. Heute rede man nicht mehr viel über den Krieg, sagt Kittu. Das sei alles vorbei. Und die Angst davor, was sich die

Singhalesen als nächstes einfallen lassen, sei zu groß. War früher also alles besser? „Eins ist sicher: Wäre die LTTE noch da, gäbe es viele Probleme nicht.“ Die Rebellen hätten dafür gesorgt, dass jeder genug zum Leben habe. Die Reichen mussten für die Ärmern sorgen, erzählt der Fischer. Weil jeder in den Krieg mitreingezogen wurde, hätte automatisch jeder eine Aufgabe gehabt und wäre damit versorgt gewesen.

Die LTTE hatte auf Jaffna ein Regime errichtet, das nach ihren Regeln lief. Die Rebellen forderten die bedingungslose Unterstützung aller Tamilen und ihr Geld. Mit diesen ‚Steuereinnahmen‘ versorgten sie ihre Kämpfer mit Waffen und hielten ihr System am Laufen. Scheinbar nach außen hin von der Welt abgeschottet, verfügten die Tamil Tigers jedoch über ein ausgeklügeltes Waffensystem, waren sogar im Besitz von Boden- und Lufttrakteten. Alle Tamilen wurden in den Widerstand involviert, auch die Kinder mussten als Soldaten mit in den Krieg ziehen. Nur mit einem angeblich erpressten Ausreisegeld konnten sich die Tamilen von der LTTE freikaufen und in den Süden oder ins Ausland flüchten. Dort ging die Unterstützung dann durch Spendengelder der Flüchtlinge weiter, die durch tamilische Auslandsorganisationen eingetrieben wurden.

Kittu erzählt, dass auch seine Familie von ihm verlangt habe, sich aus den Fängen der LTTE zu lösen. Er entschied sich aber bewusst für die Widerstandskämpfer und damit gegen seine Familie, die ohne ihn in den Süden des Landes floh. Warum er das tat, darüber schweigt er. „Meine Familie habe ich schon Jahre lang nicht mehr gesehen.“ Heute hat er so gut wie keinen Kontakt mehr zu ihnen. Nach wie vor wollen sie nichts mit dem ehemaligen LTTE-Unterstützer zu tun haben.

Seine Augen sind von einem glasigen Schleier durchzogen, der nicht wegzugehen scheint. Es sieht fast so aus, als ob er permanent den Tränen nahe wäre, sie aber in letzter Sekunde doch noch zurückhalten kann. „Noch etwas hat sich geändert, im Vergleich zu früher“, erzählt Kittu weiter. „Das Sicherheitsgefühl. Frauen konnten früher ohne Probleme nachts um zwölf auf die Straße gehen. Früher wurde dafür gesorgt, dass nichts passiert.“ Ab 22 Uhr gleicht Jaffna einer Geisterstadt. Die Menschen überlassen dann die staubigen Straßen den wilden Hunden, die sie mit ihrem Gebell erfüllen und in Rudeln durch die Gegend streunen. Es ist von einer Gruppe Jugendlicher im Alter zwischen 16 und 21 Jahren die Rede, die sich ‚AWA‘ nennen und seit einiger Zeit nachts mit Messern um die Häuser ziehen. Sie machen ihrem Unmut über die fehlenden Perspektiven Luft und sorgen für Angst und Schrecken. Auch deshalb meide man nachts die Straßen, erklären mir die Einwohner.

Wir halten an einer einsamen Insel. Kittu steigt aus, er wolle mir etwas zeigen, sagt er und humpelt barfuß voraus durch die kniehohen Sumpfgrä-

ser. Mitten im Nichts haben christliche Gläubige einen steinernen Altar aufgebaut. Der Katholizismus wird in den tamilischen Gebieten auffällig dominant zur Schau gestellt. Ein Resultat der Missionierung durch die Portugiesen, die hier mit harter Hand das Christentum verbreiteten. Eine Marienfigur mit einem bestickten Tuch schaut mit gefalteten Händen in den Himmel. „Schön, oder?“, fragt Kittu. Auch er ist gläubiger Christ. Dann führt er mich ans andere Ende der Insel. Die Jaffna Skyline türmt sich vor uns auf. Doch er hat nur Augen für das große Kreuz, das aus Bergen von Plastikmüll hervorschaut. „Wie wunderschön es doch ist, unser Zuhause“, sagt Kittu und lächelt.

4.3 Unterdrückung im Kleinen

Es sind die kleinen Dinge, die verdeutlichen, wie präsent die Unterdrückung der Tamilen im Alltag ist. Ich besuche den landesweit größten Hindu-Tempel Nallur Kandaswamy Kovil in Jaffna. Er ist für die Tamilen von großer Bedeutung. Als ich ihn erblicke, verstehe ich sofort, warum. Seine Schönheit in Kontrast zur tristen Umgebung ist atemberaubend. Er hat den Bürgerkrieg auf wundersame Weise unbeschadet überstanden. Den goldenen Eingangsbereich schmückt ein geschwungenes Dach und ein reich verzierter fünfstöckiger Gopuram-Turm. Vor den schweren Teakholztoren, die zu einem prunkvollen Innenhof führen, sind Schilder angebracht, auf denen „Fotografieren verboten“ steht. Einmal auf Singhalesisch und einmal auf Englisch. Doch ein in tamilischer Sprache geschriebenes Schild sucht man vor dem für die Tamilen so wichtigen Hindu-Tempel vergebens.

Eine Tragik, die sich durch den gesamten Alltag der tamilischen Bevölkerung zieht. Obwohl die meisten auch fließend Singhalesisch sprechen, wäre es ihnen doch oft ein Bedürfnis, wichtige Anliegen in ihrer Sprache auszudrücken, erzählen sie mir. Gerade, wenn es um Behördengänge und emotionale Themen gehe, klagen die Menschen, wäre es hilfreich, seine Grundbedürfnisse in der Muttersprache kommunizieren zu können. Es gibt sogar offizielle Richtlinien, nach denen alle öffentlichen Belange in den drei Sprachen Singhalesisch, Tamilisch und Englisch verfügbar sein müssen. Leider werde ich immer wieder vom Gegenteil überzeugt. Nicht mal im Norden, wo fast ausschließlich Tamilen leben, werden diese Richtlinien eingehalten, geschweige denn an den Küsten im Süden, wo sogar die russische Sprache auf Grund der vielen Touristen das Alltagsbild an den Stränden dominiert.

„Es gibt noch viel zu tun“, kommentiert Amalini De Sayrah diesen Zustand. „Wenn du als Tamile auf eine Behörde nach Colombo gehst, dann kann es dir passieren, dass es keine Formulare auf Tamilisch gibt. Klar, vie-

le Tamilen können Singhalesisch sprechen, aber das ist nicht der Punkt. Der Punkt ist, dass du doch die Möglichkeit haben solltest, solche Dinge in deinem Heimatland in deiner Sprache zu regeln. Sogar auf den kleinsten Ebenen fühlen sich die Leute in ihrem eigenen Land ausgeschlossen. Das trägt zu einer spaltenden Denkweise bei, die man überall spürt.“

4.4 Wasser für Poovathany

Poovathany hat im Bürgerkrieg alles verloren. Ihren Vater, der für die LTTE kämpfte, ihr Zuhause und ihre Beine. Ans Aufgeben hat sie trotzdem nie gedacht. Auch wenn es schwerfiel. Als mein Übersetzer und ich sie im Januar 2019 in ihrem neuen Zuhause in Chunnakam auf der Jaffna-Halbinsel im Norden Sri Lankas besuchen, fällt uns zuerst ihr Strahlen auf. Ihre schwarzen Haare hat sie zu einem Knoten zusammengebunden. Unterhalb des roten Punkts auf ihrer Stirn ‚Pottu‘ genannt, verbindet eine Narbe ihre funkelnden Augen. Das Haus ist nicht wirklich ein Haus. Eher eine stabile Hütte mit Wellblechdach. Staubig und würdelos. Die Wände sind in einem saftigen Grün gestrichen, die Farbe der Hoffnung, als würden sie sagen wollen: „Uns kriegt ihr nicht unter.“ Ein Rosenkranz aus Plastikperlen baumelt über der Türe im Wind. Auf rund 25 Quadratmetern lebt Poovathany hier mit ihrer ganzen Familie. Die 34-jährige Tamilin hat drei Kinder. Zusammen mit ihrem Mann teilen sich alle eine Abstellkammer als Schlafzimmer. Ich bin fassungslos. Kaum vorstellbar, wie hier zwischen Klamottenbergen noch fünf Menschen schlafen sollen. Doch das ist nicht das Schlimmste, erzählt sie uns. „Oft regnet es rein, weil das Wellblechdach nicht dicht ist.“

Das Haus steht nicht auf Poovathanys Grundstück. Sie und ihre Familie wurden während des Kriegs vertrieben. Weil ihr Vater jedoch bei den separatistischen Rebellen kämpfte, sorgten diese für ein neues Zuhause, das aber eigentlich anderen Tamilen gehört, die während des Kriegs scheinbar nach Indien geflohen sind. Ob diese jemals zurückkommen und ihr Land wieder wollen? „Das wird nicht passieren, haben sie uns auf dem Rathaus gesagt“, berichtet Poovathany. Dann überlegt sie nochmal und sagt: „Aber, wenn die Leute aus Indien kommen und sagen, wir müssen weg, dann müssten wir wahrscheinlich gehen.“

An der Aufarbeitung und Rücksiedlung hat die Regierung scheinbar kein Interesse. Zu kompliziert und zu mühsam. Schließlich hat die LTTE ihre Tamilen ja in diese Lage gebracht. Deshalb blieben Poovathany und die anderen Tamilen in Chunnakam und kehrten nicht wieder zu ihren alten Grundstücken zurück.

Auf einer Feuerstelle steht eine kleine, runde Pfanne, daneben ein Mahlstein. Der ganze Raum ist von Rauch durchzogen. Es wäre falsch, diesen tristen Ort als Küche zu bezeichnen. „Geld für Essen hatte ich heute keins“, sagt sie. „Ab und an bekommen wir ein paar Lebensmittel von meiner Schwiegermutter, das muss oft reichen.“ Einen Job hat Poovathany nicht. Die 3.000 Rupien, rund 15 Euro, die sie im Monat von der Regierung bekommt, reichen vorne und hinten nicht. Gerne würde sie einen Laden eröffnen, um die Dorfbewohner mit Essen zu versorgen und sich etwas dazuzuverdienen. Einen Kredit dafür hat sie von der Regierung aber nicht bekommen. „Es ist besser als Krieg, wenigstens ist kein Krieg mehr“, sagt Poovathany immer wieder. Sie blickt nervös auf den Boden, überlegt und fügt dann hinzu: „Wir haben zwar jetzt Frieden, aber dieser Frieden ist nicht Frieden genug.“ Wir nicken. Wir haben verstanden.

Im Vorgarten steht ein Brunnen. „Er hat am meisten Wasser im ganzen Dorf“, erzählt uns Poovathany. Deshalb versorgt sie neben ihrer gesamten Familie auch die kranken Nachbarn mit Trinkwasser. Diese leben in noch katastrophaleren Zuständen, wie wir mit eigenen Augen sehen können. Eine über 80 Jahre alte Frau kauert im Nachbarhaus auf dem Boden, schreit immer wieder vor Schmerzen. Um sie herum stehen dreckige Töpfe, der Raum ist dunkel und modrig. Schnell wird uns klar, dass selbst wir nichts für sie tun können. Das tut weh. Wir merken, wie uns übel wird. Poovathany nimmt uns mit zurück zum Brunnen. Sie zeigt uns, dass das Wasser pumpen für sie ein absoluter Kraftakt ist. Lange stehen kann die 34-jährige Taminin nämlich nicht, seit sie 1997 auf eine Landmine getreten ist. Ihre Prothesen sehen provisorisch aus, bereiten ihr große Schmerzen. Ihr rechtes Bein wurde bei der Explosion in Fetzen gerissen. Sie verlor den Fuß ihres linken Beins und Teile des Unterschenkels. „Eine automatische Brunnen-Pumpe würde so viel erleichtern“, sagt sie. Doch die kostet zu viel. 20.000 Rupien. Das sind gerade mal 100 Euro! Aber für Poovathany ist das ein Vermögen.

Kurzerhand beschließt mein deutsch-tamilischer Dolmetscher, mit dem ich unterwegs bin, die elektrische Pumpe zu finanzieren. Manchmal können es kleine Dinge sein, die eine große Wirkung haben. Poovathany kann ihr Glück nicht fassen. Eine Woche später bekommen wir ein Bild geschickt, wie die neue Pumpe Wasser spuckt. Für Poovathany bedeutet das weniger Schmerzen und damit eine große Erleichterung in ihrem schwierigen Alltag. Was für die Taminin aber das Schönste an dieser Spende ist: Ab jetzt kann sie auch problemlos ihre kranken Nachbarn mit Wasser versorgen.

4.5 „Das ist die Wahrheit“

Wir fahren durch Vanni, das Gebiet, das vom Bürgerkrieg mit Abstand am schlimmsten betroffen war. Die Soldaten sind nach wie vor präsent, patrouillieren auf Traktoren durch die Straßen. Die Gegend ist verlassen, von der Welt im Stich gelassen. Schüler in strahlend weißen Uniformen winken uns lächelnd zu. Sie wirken wie Fremdkörper an diesem traurigen Ort.

Wir nähern uns Mullaitivu, einem der bedeutendsten Orte des Konflikts. Hier fanden die letzten blutigen Schlachten statt. Auf einem Schild soll die Bevölkerung an die heldenhaften Taten der Armee erinnert werden. Offiziell befreite die Armee die Zivilbevölkerung aus den Fängen der Rebellen. Tatsächlich kamen hier aber alleine in den letzten Tagen des Kriegs Tausende Zivilisten ums Leben. Getötet von Regierungssoldaten. Wer in den letzten Zügen des Kriegs zu den Tamil Tigers gehörte und wer nicht, war schwer auszumachen. Teilweise missbrauchten die Tamil Tigers die Zivilisten als Schutzschilde, teilweise kleideten sich die Kämpfer wie Zivilisten. So oder so, der Regierung war es schlichtweg egal. Sie wollten den jahrzehntelangen Aufstand endlich niederschlagen. Koste es, was es wolle.

Mullaitivu ist auch der Ort, an dem der damalige Anführer der LTTE, Velupillai Prabhakaran, im Mai 2009 vom Militär gestellt und ermordete wurde. Die Regierung selbst veröffentlichte kurz danach ein Video seines Leichnams. Die Geschichte um seinen Tod bleibt ein Mysterium. Nach wie vor gibt es unter den Tamilen Zweifel an der Authentizität des Videos, was Spekulationen nährt. Nicht zuletzt deshalb, weil Prabhakaran als äußerst vorsichtig galt, mehrere Doppelgänger hatte, sich nur sehr selten in der Öffentlichkeit zeigte und ein Leben im Untergrund führte. Alternative Theorien zur offiziellen Version um seinen Verbleib kursieren nach wie vor.

Hat die Regierung auch deshalb solch großes Interesse, dieses Gebiet ganz besonders im Auge zu behalten? Noch heute ist Mullaitivu eines der am stärksten militarisierten Gebiete im Nordosten. Der in Jaffna sitzende Think Tank the Adayaalam Centre for Policy Research hat in seinem Bericht im Jahr 2017 Zahlen veröffentlicht, die zu denken geben: Im Nordosten Sri Lankas trifft ein Soldat auf zwei Zivilisten. Ein Verhältnis das absolut überproportional zur Militärpräsenz im Rest des Landes steht. In Zahlen: 25 Prozent der sri-lankischen Armee besetzen 0,6 Prozent der Fläche des Landes. Zahlen, die meine Eindrücke bestätigen. Die Landstriche sind durchzogen von Militärkasernen. Vereinzelte Wohnhäuser tauchen zwischen den Camps auf. Dann wieder Militärcamp an Militärcamp.

Wir fahren in die Security Force Headquarters von Mullaitivu, einem abgesperrten, vom Militär okkupierten Bereich. Wir müssen dafür den Checkpoint mit Soldaten passieren. Ein mulmiges Gefühl beschleicht uns. „Auf

keinen Fall Fotos machen“, sagt der Fahrer. Zu unserer Überraschung werden wir nicht angehalten. Wir haben von Einheimischen erfahren, dass die Menschen aus dem Ort Keppapulavu, die in diesem abgetrennten Bereich Tür an Tür mit den Soldaten leben, eine Demonstration organisieren wollen, um ihre enteigneten Grundstücke wieder zurück zu bekommen. Wie wir erfahren, demonstrieren sie schon seit Jahren. Seit über drei Wochen haben sie auf die Bitte eines Politikers hin, der Zugeständnisse in Aussicht stellte, auf die Demonstrationen verzichtet. Und wurden enttäuscht. Morgen sollte es wieder losgehen.

Eine alte Frau in einem grünen Sari lugt an einem Holzstab kauernd aus ihrer Hütte heraus, als wir im Schrittempo in unserem Van vorbeifahren. Sie winkt uns zu sich, scheinbar hat sie Redebedarf. „Ihr müsst uns helfen“, fleht sie uns an. Die wenigen Zähne, die sie noch im Mund hat, sind von Karies durchfressen. „Alle die hier leben, brauchen ihre Grundstücke wieder. Die Regierung hilft uns nicht, wir mussten alles wieder selber aufbauen. Und das ohne jegliches Einkommen. Hier gibt es keine Arbeit. Ich habe die Soldaten sogar gefragt, ob es eine Möglichkeit für mich gibt für sie zu arbeiten. Aber sie lassen uns einfach im Stich.“

Per Zufall finden wir das Ehepaar, das die Proteste um die enteigneten Grundstücke organisiert. Die Demilitarisierung des Nordens und ein Rückkehrrecht für alle Vertriebenen gehört zu den Hauptforderungen der Demonstranten. „Zehn Jahre gehe ich jetzt für unsere Rechte auf die Straße“, erzählt Hina, deren Namen ich geändert habe. „Damit unsere Bedürfnisse gehört werden und unsere Situation gesehen wird. Ich habe bis heute nicht aufgegeben.“

Wir sitzen mit Hina und ihrem Mann Vivakanthan in einem Haus, das sie sich mit vielen anderen Menschen teilen müssen. Es ist nicht ihr eigenes Haus, sondern wurde von Menschen aus dem Ausland für sie angemietet, erzählen sie. Ihr eigenes Grundstück liegt gegenüber, gerade mal zwanzig Meter Luftlinie entfernt. So nah und doch so fern, denn betreten dürfen sie es nicht. Nach Kriegsende wurden die beiden in einem Flüchtlingscamp untergebracht. Als sie nach drei Jahren auf ihr Grundstück zurückwollen, ist es von der Armee besetzt, bis heute. Wir schauen auf einen Zaun, hinter dem die Soldaten Kasernen zwischen Kokosnusspalmen gebaut haben. Die über vierzig Palmen bildeten die Lebensgrundlage des Ehepaars. Seit etlichen Jahren müssen sie ohne die Erträge klarkommen. Auch ein Brunnen steht auf ihrem Grundstück, zu dem sie seither keinen Zugang mehr haben. Das Land auf dem sie jetzt leben, ist unfruchtbar. Die beiden können die Ungerechtigkeit, die ihnen widerfährt nicht begreifen. „Das was sie uns als Ersatz gegeben haben, das ist ein Ort, mit dem wir gar nicht leben können, da bekommt man Depressionen. Es kann sein, dass der ein oder andere nicht mei-

ner Meinung ist, dass andere sagen: ‚Du hast doch ein Grundstück.‘ Aber das ist nicht mein Zuhause und ich hatte ein großes Grundstück, auf dem ich viel erwirtschaftet habe, warum soll ich mich damit jetzt zufriedengeben?“

Seit Jahren mobilisiert Hina die enteigneten Tamilen, organisiert Demonstrationen vor den Militärcamps und in Jaffna, vor allem, wenn politische oder diplomatische Vertreter aus dem Ausland kommen „damit die Informationen in die Welt hinausgetragen werden.“

Das ist mutig. Auch wenn ein Gericht ihr kürzlich erst bestätigt hat, dass die Demonstrationen rechtens sind, solange sie keine Straßen sperren oder Gewalt einsetzen, ist sie doch vorsichtig. „Ich organisiere das Ganze zwar, aber ich will nicht zu sehr in den Vordergrund.“ Zu groß sei ihre Angst vor dem ‚weißen Van‘, die Art von Transporter, mit dem der ehemalige Präsident Rajapaksa angeblich seine Kritiker abholen und für immer verschwinden ließ.

Etwas konnten Hina und die anderen Einwohner mit ihren Demonstrationen schon erreichen: „69 Familien wurden 2017 die Grundstücke zurückgegeben. Aber 58 Familien warten immer noch darauf, ihr Land zurückzubekommen.“ Präsident Sirisena hatte im letzten Jahr versprochen, alle Grundstücke im Nordosten bis Ende Dezember 2018 an die Besitzer zurückzugeben. Als wir sprechen, ist es Ende Januar 2019, bis heute ist nichts dergleichen passiert. „Der Krieg ist vorbei, warum verdammt nochmal soll ich so leben, als ob immer noch Krieg wäre? Ich will zu Hause leben“, sagt Hina nach Luft ringend. Denn auch wenn die Waffen längst ruhen, hat die aktuelle Situation nicht viel mit Frieden zu tun. Die Armee kümmert sich nicht um die Belange der Tamilen. Sie haben zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig. „Wenn wir unser Eigentum so lange wir noch leben nicht zurückbekommen, wie sollen es unsere Kinder dann schaffen, das Grundstück wieder zurückzubekommen und alles wiederaufzubauen? Wir werden ja nicht für immer leben, ich muss es irgendwie schaffen, so lange ich lebe, das Grundstück zurückzubekommen, um es an meine Nachfahren weiterzugeben. Man kann seine Ziele nur erreichen, so lange die Kraft noch da ist.“

Mit Tränen in den Augen kommt es plötzlich auch aus Vivakanthan heraus: „Die Regierung kümmert sich nicht um die Tamilen. Die Tamilen haben immer noch keine Lösung. Damals hat Prabhakaran (ehemaliger LTTE Anführer) gesagt, dass die Regierung für uns Tamilen nichts machen wird, das hat er immer schon gesagt. Alle Tamilen haben damals zu Prabhakaran gesagt, bitte fange keinen Krieg an, er solle diplomatisch handeln, aber jetzt kann ich verstehen, was Prabhakaran damals meinte.“

„Die Regierung ist dumm, sie gehen respektlos mit den Menschen hier um“, erzählt Vivakanthan weiter und berichtet von einer großen Überschwemmung im Dezember 2018, als die Menschen von den Fluten über-

rascht wurden und wieder mal um ihr Leben bangen mussten. „Als das Wasser kam, sind alle auf die Straße gerannt und die haben uns vom Regierungsgebäude aus ausgelacht. Wir hatten kein Licht. Die haben uns einfach ausgelacht. Denkt bitte alle darüber nach. Was sollten wir denn machen? Wir hatten alle nichts. Einige haben vor langer Zeit ihren Arsch gerettet, die sind ins Ausland gegangen. Alle sagen uns: ‚Geht ins Ausland.‘ Aber das will ich nicht, ich will hierbleiben. Auf der ganzen Welt sind wir Tamilen zerstreut. Aber keiner kümmert sich wirklich um uns.“

Ich tausche nervöse Blicke mit meinem Dolmetscher aus. Auch wenn ich kein Wort von dem verstanden hatte, was Vivakanthan uns erzählt hat, habe ich doch alles verstanden. Seine Emotionen sind von solch überwältigender Aufrichtigkeit, dass mir ein Schauer über den Rücken fährt. Seine Stimme bebte. Ich schaue immer wieder zum Zaun hinüber, ob wir nicht zu viel Aufmerksamkeit erregen. Doch Vivakanthan scheint das nicht zu interessieren, er schreit fast vor Verzweiflung.

„Mir ist es egal, wenn das jetzt veröffentlicht wird mit meinem Namen, das ist die Wahrheit“, sagt er zum Schluss. Ich sehe, wie sein Herz durch sein rosafarbenes Hemd pocht. Er atmet schnell, zu schnell. Sein Gesicht ist von tiefen Furchen durchzogen. Seinen glasigen Blick hat er fest auf den Armeezaun gerichtet. „Bis zu meinem Tod werde ich demonstrieren und für mein Grundstück kämpfen“, ruft er uns noch hinterher, bevor wir Mullaitivu verlassen.

4.6 Kilinochchi- The Heart of Peace and Hope?

Wir fahren durch Kilinochchi, die einstige ‚Hauptstadt‘ der LTTE. Soldaten fahren auf Fahrrädern durch den staubig kargen Ort. Die Gewehre tragen sie wie Umhängetaschen um den Hals baumelnd, fast so als stünde ein entspannter Ausflug zum See an. Die Militärpräsenz ist erdrückend. Wie soll das zu einer entspannten Lage beitragen, frage ich mich. Die Argumentation, dass die Soldaten noch immer präsent sind, um den Aussöhnungsprozess voranzutreiben, scheint mir eine Ausrede. Von den tamilischen Einwohnern hier macht keiner den Eindruck, als würde die Allgegenwärtigkeit des Militärs ihnen helfen, endlich auch mental mit dem Bürgerkrieg abzuschließen.

Am Straßenrand sticht mir eine Art Monument mit einem Schriftzug ins Auge. „Kilinochchi, the Heart of Peace and Hope.“ Eine in Stein gemeißelte Lüge? Frieden? Hoffnung? Ich sah nichts dergleichen. Stattdessen eine kaum zu ertragende Stille. In der Stadt fand kein Leben statt, die Menschen schienen sich ihrem Schicksal ergeben zu haben. Wir fahren zum berühm-

ten Hindu-Tempel. Hier hatten die sogenannten Frauen von Kilinochchi Tag und Nacht in Zelten gehaust und so über ein Jahr lang protestiert. Mit Plakaten und Fotos ihrer vermissten Söhne hatten sie gefordert, endlich informiert zu werden, wo ihre Kinder steckten. Ihre Söhne, wie fast alle Menschen aus dem ehemaligen Kriegsgebiet, waren irgendwie mit der Widerstandsorganisation LTTE verbunden gewesen. Teilweise aus Überzeugung, teilweise weil sie keine andere Wahl hatten, teilweise weil sie gezwungen wurden. Mindestens einer aus der Familie musste der LTTE helfen, ihr dienen, erzählten mir die Menschen. Sie zogen die Kinder ein, die unter dem Namen ‚Tiger Babies‘ als Soldaten und Selbstmordattentäter in den Krieg ziehen mussten. Für den Fall, dass sie in die Fänge ihres Gegners kommen würden, trugen sie Zyanid Kapseln wie Medaillons um den Hals. Unter ihnen waren auch viele Frauen. Doch nicht alle mussten in den Kampf ziehen. In dem von Tamilen lange Zeit als eine Art autonomer Staat regierten Gebiet, gab es viele ‚Jobs‘. Männer, die zum Kämpfen zu alt waren, wurden als Wachen eingesetzt, die Alarm auslösten, wenn sich die Regierungstruppen näherten. Die Frauen beispielsweise versorgten die Kämpfer mit Essen. Und auch sonst gab es viele Verwaltungsposten, die belegt werden mussten.

Sich der LTTE nicht anzuschließen, ihr nicht in irgendeiner Form zu helfen, war kaum möglich. Wer sich dennoch weigerte, wurde finanziell von den Anführern links liegen gelassen oder noch schlimmer: Kaltblütig aus dem Weg geräumt. Ob man wollte oder nicht, als Tamile war man damit automatisch auch ein Tamil Tiger. Noch heute klebt dieses Image an den Tamilen wie Kaugummi an einem Schuh. Deshalb kann man die vermissten Kinder der Frauen von Kilinochchi nicht nur Opfer des Kriegs, sondern auch als Opfer der Regierung UND Opfer des Widerstands der LTTE bezeichnen. Wie so oft liegt die Wahrheit auch hier irgendwo in der Mitte.

Alles was die Frauen von Kilinochchi wollten, war ein Lebenszeichen oder wenigstens Gewissheit, dass ihre Söhne schon vor langer Zeit ermordet wurden, um endlich Frieden zu finden. Als wir beim Tempel halten, sind die Zelte der Frauen verschwunden. „Die Mütter haben sich zurückgezogen“, wird uns erklärt. Aufgehört haben sie nicht. Jetzt protestieren sie in einer kleinen Bude, in der Nähe des Krankenhauses von Kilinochchi. Nicht mehr alle zusammen, sondern in einer Art Schichtsystem. Die Proteste auf dem großen Platz neben dem Tempel waren der Regierung ein Dorn im Auge. Immer wieder wurden sie angeblich von den Soldaten zum Aufhören aufgefordert, weil sie mit ihren Dauerportesten einfach zu viel Aufmerksamkeit erregt haben. Doch das war nicht der eigentliche Grund für ihren Rückzug. Für die in die Jahre gekommenen Frauen war die Dauerpräsenz nach so vielen Monaten zu anstrengend, außerdem gingen ihnen die finanziellen Mittel aus. Sie wollen aber trotzdem nicht aufgeben. Aktiv sind sie weiterhin:

Als das UN-Flüchtlingshochkommissariat UNHCR seine Verhandlungen in Genf zu Sri Lanka Ende Februar 2019 beginnt, sind die Frauen von Kilinochchi wieder alle geschlossen auf den Straßen zu finden. Sie halten verzweifelt Plakate auf Englisch in die Höhe, auf denen sie die Vereinten Nationen auffordern, der sri-lankischen Regierung nicht noch mehr Zeit für die Aufarbeitung der Kriegsverbrechen zu geben. Was sie am meisten erzürnt sind die Fälle, in denen es um die Auslieferung in den letzten Kriegstagen geht. Die Frauen haben ihre Söhne den Soldaten übergeben und somit mit eigenen Augen gesehen, wie ihre Kinder der Regierung ausgeliefert wurden. Dieselbe Regierung, die seit Jahren angeblich nicht wissen will, wo die ehemaligen Kämpfer stecken, oder was mit ihnen passiert ist. Wenn Fragen wie diese nicht geklärt werden und der Staat den Tamilen gegenüber keinerlei bedeutende Anstrengung demonstriert, dann zeigt dies den verzweifelt Müttern nur noch mehr, dass die Regierung keinerlei echtes Interesse daran hat, diese Probleme zu lösen. Kilinochchi- Heart of Peace and Hope? Ich bezweifle es.

4.7 Mittagessen mit einem Minenräumungs-Team

Auf einer Art Acker stehen sie in Reih und Glied und graben Löcher in die Erde vor ihnen. Mehr kann ich von der Straße aus nicht erkennen, näher dürfte und will ich auch gar nicht an dieses Sperrgebiet heran. Mein Dolmetscher und ich stehen vor einem Trainingscamp für Minenräumung im Nordwesten Sri Lankas. Hier werden Arbeiter ausgebildet, die das ehemalige Kriegsgebiet von Landminen säubern sollen. Noch immer sind viele Flächen von den explosiven Altlasten verseucht. Hunderttausende Menschen leben in unmittelbarer Nähe solcher Gefahrenzonen. Auch wenn das Thema Minenaufklärung in den meisten Gegenden sogar Bestandteil des Grundschulunterrichts geworden ist, melden viele Anwohner, allen voran diejenigen, die von der Landwirtschaft abhängig sind, Minenfunde nicht immer. Zu groß wären die finanziellen Einbußen, wenn ihr Ackerland über Wochen für die Räumungsarbeiten gesperrt werden würde.

Per Zufall treffen wir einen der Trupps beim Mittagessen in einem ranzigen Lokal an der Hauptstraße, die nach Mannar führt. In beigen Einteilern sitzen sie neben uns am Tisch und essen Reis und Curry. „Es ist ein sehr gefährlicher Job“, sagen die jungen Männer. Es schwingt etwas Stolz in ihrer Mimik mit, dass sie sich für ihr Land diesem Risiko aussetzen. Die Männer sind alle Tamilen. Natürlich, denke ich. „Nein, Singhalesen arbeiten bei uns keine. Die Einweiser, die uns mit ausbilden, die sind Singhalesen“, erzählen sie mir „Wir werden von einer englischen Firma ausgebildet. Das geht

ein paar Tage. Dann dürfen wir selber ran. Wir setzen spezielle Geräte ein. Trotzdem kommt es vor, dass hin und wieder jemand bei der Entschärfung draufgeht.“ Sie sehen meinen erschreckten Blick. „Aber eigentlich ist es sicher“, schieben sie schnell hinterher. Ich frage, ob ich ein Bild machen darf. Sie wollen sich zum Gruppenfoto zusammenstellen. Da kommt ihr Vorgesetzter zur Tür herein und fängt an zu schreien. Der ganze Raum schaut mich an. „Auf keinen Fall Fotos machen“, sagt er zu mir und fuchtelt nervös mit der Hand vor meinem Smartphone herum. „Das dürfen die Männer nicht, aber das wussten sie nicht, sie sind erst ganz frisch dabei.“ Die jungen Männer müssen ihr Essen stehen lassen und ihrem Vorgesetzten folgen. Sie drehen sich nochmal kurz um und winken mir zum Abschied, bevor es wieder raus zu den Minen geht.

4.8 „Plötzlich war er verschwunden“

In dem Gebiet rund um Mannar gibt es nichts, gar nichts. Es ist hässlich und dreckig und verlassen. Keine Firmen, kein Tourismus, keine Industrie, kein Handel. Ein Ort, der irgendwo im letzten Jahrhundert stehengeblieben ist und alleine weder Kraft noch Ambitionen hat, sich aus seiner misslichen Lage herauszubewegen. Warum macht die Regierung nichts? Warum investiert sie nicht in Förderprogramme?

Der Bürgerkrieg wütete hier besonders heftig. Viele Tamilen gelten nach wie vor als vermisst. Inoffiziell ist die Rede von 100.000 Menschen, die vom Militär und paramilitärischen Gruppen ermordet wurden. Etliche mehr wurden gekidnappt und verhaftet. Bis heute ist die Regierung den Menschen eine Antwort schuldig. Jeder kennt jemanden, der jemanden verloren hat und bis heute nicht weiß, ob er noch lebt, in irgendeinem Camp vor sich hinvegetiert oder brutal ermordet wurde.

Im Dezember 2018 findet die Empörung um die vermissten Angehörigen ihren traurigen Höhepunkt mit dem Fund eines Massengrabs in Mannar, im Nordwesten der Insel. In einem kleinen Areal direkt an der Einfahrtsstraße der Stadt, finden Arbeiter, die den Grundstein für ein neues Gebäude in der Nähe des Hafens legen wollten, die Skelette von über 300 Menschen. Erste Obduktionen ergeben, dass auch viele Kinder darunter sind. Außerdem gibt es Hinweise auf Misshandlungen und Folter. Ob sie vom Militär oder den Widerstandskämpfern der LTTE gefoltert und ermordet wurden, ist nicht klar. Einige Tage bevor ich den Schauplatz besichtige, werden Knochenproben zu Analyse Zwecken in die USA geschickt. Das Militär hatte sich indes schon geäußert, nichts mit dem Massengrab zu tun zu haben.

In der Nähe von Mannar halten wir in Madhu, dem bedeutendsten Mari-

enwallfahrtsort der Insel. Hier treffen wir auf Mary. Sie sitzt am Straßenrand und verkauft eine Art roten Kautabak. Mary ist eine von vielen Müttern, die ihren Sohn im Krieg verloren hat. Zumindest befürchtet sie das. Jebastian hat für die LTTE bei Kilinochchi gekämpft. Seit über zehn Jahren fehlt jede Spur von ihm. „Plötzlich war er verschwunden, von einem auf den anderen Tag.“ Sie zeigt mir ein Bild von sich und Jebastian. Ihr kommen die Tränen.

Wie Mary geht es unzähligen weiteren Müttern und Familien. Hunderte Frauen gehen seit über zwei Jahren regelmäßig mit Plakaten auf die Straße und fordern Aufklärung. Die Regierung bleibt ihnen weitestgehend eine Antwort schuldig. Immerhin macht sie seit einiger Zeit kleine Zugeständnisse. Beispielsweise mit der Einführung eines Ministeriums in Colombo, ‚The Office of Missing Persons (OMP)‘, das sich um die Belange der Familien der Verschollenen kümmern und für Aufklärung sorgen will. So zumindest die Ankündigung. Die Familien schöpfen wieder neue Hoffnung. Doch es passiert nur wenig. Die Aufarbeitung ist kompliziert, die Mühlen in Colombo mahlen nur sehr langsam. Die Menschen sind enttäuscht und frustriert. Auch Mary werden von Anfang an falsche Hoffnungen gemacht: „Ich ging zur Polizei. Sollte meinen Sohn beschreiben, wie er aussieht, was er getragen hatte. Ich habe genau die Mütze beschrieben, die er anhatte und seine Sandalen. Da war ein Fisch drauf. Dann holte der Beamte plötzlich die Mütze und die Sandalen hervor und gab mir zu verstehen, dass mein Sohn diese wahrscheinlich nur weggeschmissen hätte und bestimmt zurückkommen würde.“ Dabei wurde er wahrscheinlich ermordet und verscharrt, so wie tausende andere Kämpfer und Zivilisten. Aber bis heute hat Mary die Hoffnung nicht aufgegeben, dass ihr Sohn irgendwann doch noch vor ihrer Türe aufkreuzt und alles nur ein schlimmer Albtraum war.

4.9 Mehr Drogen, mehr Soldaten

Der amtierende Staatspräsident Maithripala Sirisena hat Menschenrechtler Anfang 2019 mit einer fragwürdigen Ankündigung aufhorchen lassen. Sein Plan: Er möchte die seit 1976 abgeschaffte Todesstrafe wiedereinführen. Anfang 2019 sagte er dem Parlament, dass er hoffe, die ersten Drogenkriminellen in ein paar Monaten hängen zu sehen. Inspiriert habe ihn der harte Anti-Drogen-Kampf des Präsidenten der Philippinen, Rodrigo Duterte. Kurz nach deren Zusammentreffen sucht er per Zeitungs-Annonce in der großen englischsprachigen Tageszeitung „Daily News“ nach zwei geeigneten Henkern. Zwischen 18 und 45 Jahre alt müssen sie sein, männlich, ohne Vorstrafen, mental gesund. Auch eine amtsärztliche Untersuchungsbescheinigung müsse vorgelegt werden.

Heroin und Cannabisprodukte sind ein großes Problem, sie werden von den internationalen Kartellen auch über den neuen modernen Containerhafen von Colombo verbreitet. Die Zahl der Festnahmen steigt dort seit Jahren. Anders angeblich in den ehemaligen Kriegsgebieten im Norden. Dort erzählen mir die Menschen, dass die Polizei und das Militär zumindest gefühlt weniger genau hinschauen. Für Drogendealer sei es immer leichter, die illegalen Substanzen, meist aus Indien, ins Land zu schleusen.

Fast entstehe das Gefühl, die Drogen werden geduldet, vor allem in den von Tamilen bewohnten Gebieten, dort wo der Bedarf unter den traumatisierten Menschen besonders hoch ist. Die Tamilen retten sich aus Verzweiflung in die Abhängigkeit, werden zu Drogenopfern und Alkoholikern, um zu vergessen, was war und zu ertragen, was ist. Die Regierung lässt es scheinbar geschehen, die Drogenprobleme steigen. Aber warum ist das so?

Ist der Staat mit der Situation überfordert oder schaut er bewusst weg und lässt die Drogen absichtlich in den Norden strömen? Eine Strategie, um Unzufriedenheit und Missmut auszulösen, damit die Militärpräsenz im Norden weiterhin ihre Rechtfertigung hat? Mehr Drogen, mehr Soldaten. In den Ohren der Regierenden wohl eine recht einfache Gleichung. Ob die Polizei einfach nur hoffnungslos mit der Situation überfordert ist oder absichtlich beide Augen zudrückt, das weiß wohl nur die Regierung selbst. Fakt ist, dass die Wiedereinführung der Todesstrafe für Drogenkriminelle vor allem eine Bevölkerungsgruppe treffen wird: Die Tamilen, die dann als kranke Drogenjunkies einmal mehr diskriminiert werden könnten. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.

4.10 Töten aus Rache

„Wise men say, only fools rush in.“ Der Elvis Klassiker ‚Can’t help falling in love‘ füllt den trostlosen Raum des Waisenhauses in Sittandy, einem kleinen Ort zwanzig Kilometer außerhalb von Batticaloa, an der Ostküste Sri Lankas. „But I can’t help, falling in love with you“, fünf kleine Mädchen sitzen auf dem Steinboden und singen. Ein paar Meter weiter tropft es durch die Decke. Eine Pfütze modert vor sich hin. Es ist gerade Regenzeit an der Ostküste. Geld um das Dach des Waisenhauses zu reparieren, ist nicht da. „Heute haben wir das ABC Lied auf Englisch zusammen gelernt“, erzählt eine deutsche Volontärin, die für ein paar Wochen die Kinder unterrichtet. Sie ist die erste Freiwillige aus dem Ausland, die hier aushilft. „Die Kinder sind Halbwaisen oder Vollwaisen, oder aber auch einfach nur bettelarm. Manche leben hier, andere verbringen nur den Nachmittag hier, bekommen etwas zu essen“, erklärt die Volontärin. Ich darf mir das Schlafzimmer der

Kinder anschauen. Zwischen den zerrupften Strohbetten hängen Wäscheleinen mit Kleidern zum Trocknen. Auf dem Boden liegt Hundekot. Im Nachbarzimmer sitzen die erwachsenen Waisenkinder und starren Löcher in die Luft. Sie sind traumatisiert. Ihre Eltern sind während des Tsunamis oder während des Bürgerkriegs gestorben „Unser Dorf war voller Landminen und so war es fast schon normal, dass irgendwer wieder auf eine draufgetreten ist“, erzählen sie.

Immer wieder kam es zu Massakern in ihrem Dorf. „Wenn die LTTE wieder jemanden aus den Reihen der Regierungsarmee getötet hat, dann sind die singhalesischen Soldaten manchmal einfach so in unser Dorf gekommen und haben irgendwen umgebracht, aus Rache.“ Jetzt kümmert sich keiner mehr um die erwachsenen Waisen. Sie werden einfach unbeachtet ihrem Schicksal überlassen. Hätten sie das Waisenheim nicht, das von einer Nonne betrieben wird und auf Spenden angewiesen ist, wer weiß, was dann mit ihnen passiert wäre. „Like a river flows, surely to the sea“, ertönt eine Mädchenstimme aus dem Unterrichtsraum von nebenan. Der Elvis Song hat es den Kindern angetan. „Darling so it goes, some things are meant to be.“

4.11 Tee um jeden Preis? – Die Situation der Hochland-Tamilen

Die Hochland-Tamilen grenzen sich bewusst von den sri-lankischen Tamilen ab. Sie wurden vor über 150 Jahren aus Indien von den Briten ins Hochland gebracht, um als Teeplücker auf den Plantagen zu arbeiten. Mit dem Bürgerkrieg wollen sie nicht in Verbindung gebracht werden. Schließlich hatten sie mit der Rebellenorganisation LTTE nichts zu tun und wollen auch weiterhin nicht mit in den Konflikt hineingezogen werden. Diskriminiert und kurzgehalten werden sie trotzdem. Tamilen sind eben Tamilen, wagt man fasst zu sagen. Die Mächtigen bemühen sich hier kaum um eine Differenzierung.

Als Angehörige der niederen Kaste führen sie ein Leben im Schattendasein, hausen oft noch in denselben Hütten, die von den Briten damals für sie gebaut wurden. Auch ihr Lohn wurde nicht an die heutigen Gegebenheiten angepasst. Gerade mal umgerechnet 3,50 Euro verdienen die Arbeiter auf den Teeplantagen pro Tag. Um die umgerechnet 700 Rupien zu verdienen, müssen die meist weiblichen Plücker 18-20 Kilo Teeblätter abliefern. „Das ist eine sehr machbare Zielgröße“, sagt ein singhalesischer Manager in der Dambatenne Teefabrik in der Nähe von Haptutale, auf meine Frage, ob das nicht extrem viel Tee wäre, der für diesen geringen Lohn gepflückt werden muss. Meine mitschwingende Kritik ignoriert er, mein fassungsloses Kopfschütteln auch.

Ich wandere die Teeplantagen entlang. Jeden Kilometer fallen mir Schilder ins Auge, auf denen der Teeproduzent sein soziales und nachhaltiges Engagement mit klugen Sprüchen manifestiert. Als Teil der ‚Rain Forest Alliance‘ hat sich das Unternehmen zu Standards verpflichtet. Unter anderem zu einer „fairen Behandlung und guten Arbeitsbedingungen.“

„Alles Heuchelei“, erzählt mir Promodh, der sich seit Jahren als Sozialarbeiter auf ehrenamtlicher Basis für die Teeplücker und ihre Belange einsetzt. Er ist tamilisch-sprachiger Muslime, dessen Eltern ein Gästehaus für Touristen inmitten der Teeplantagen betreiben. Somit kann er jeden Tag die Missstände vor seiner Haustüre mitverfolgen. „Die Arbeiter haben kostenlose Schutzkleidung bekommen, die sie aber sowieso nicht verwenden, weil sie in ihren traditionellen Kleidern arbeiten wollen. Ansonsten macht das Unternehmen nichts. Die Plücker werden ja nicht gefragt, was sie brauchen. Ihnen hört keiner zu.“

Ich begleite den Ende 20-jährigen zu einem Treffen der Teeplücker Gemeinschaft, das er organisiert hat. Promodh zeichnet mit den Tamilen einen „Problem Tree“, einen Problembaum, anhand dessen er mit den Plückern erarbeiten will, welche Dinge sie zusammen wie verbessern können. „Das größte Problem ist, dass die Menschen nicht immer Zugang zu sauberem Wasser haben. Man kann sich das nicht vorstellen, unter welchen Umständen die Arbeiter teilweise leben, während sich die Manager der Teefabriken die Taschen vollmachen.“

Auf vermehrte Proteste in den letzten Monaten, bei denen die Plücker einen Mindestlohn von 1.000 Rupien pro Tag (5 Euro) forderten, wurde nicht eingegangen. „Sie sind die härtesten Arbeiter in ganz Sri Lanka und bekommen am wenigsten.“ Promodh arbeitet als Bauarbeiter und hilft im Gästehaus seiner Eltern aus. Die Zeit, in der er sich für sein Dorf und die Arbeiter einsetzt, zahlt ihm keiner. „Ab und an kann ich Spenden aus dem Ausland generieren, das ist gut, um weitere Projekte in die Wege zu leiten.“ Seine Mutter ist eine begnadete Köchin, heute kocht sie für die 100 Leute bei dem Treffen Reis und Curry. Promodhs Bruder fährt die Essenslieferung in großen Töpfen mit seinem Tuk-Tuk den Berg hinauf. Es ist bereits schon nach zwei Uhr. „Alle haben Hunger, aber wir haben überzogen“, lacht Promodh nervös, „Es sind so viele Dinge, die wir besprechen wollen, da musste das Mittagessen etwas warten.“

„Der Schlüssel ist Bildung. Bildung ist der einzige Ausweg aus der Misere“, sagt Promodh, während sein Bruder Reis und Curry an alle verteilt. „Doch die Kinder der Teeplücker gehen oft gar nicht oder unregelmäßig zur Schule, weil sie arbeiten, um damit ihre Eltern finanziell zu unterstützen.“ Auch reicht der Lohn der Eltern nicht für Schulbücher. Promodh will das ändern. Seine Pläne sind ambitioniert. Im Haus seiner Eltern möchte er

einen Raum zu einer Fortbildungsstätte umbauen, um die Jugendlichen auf das Berufsleben vorzubereiten. „Bis dahin ist es aber noch ein weiter Weg“, sagt Promodh. „Jetzt will ich erstmal dafür sorgen, dass die Kinder überhaupt regelmäßig zur Schule gehen.“

4.12 „Ohne die Diaspora könnten sie nicht überleben“

Während meiner Vorbereitung in Deutschland habe ich viele Tamilen getroffen, viele Interviews der Diaspora in Kanada und England gesehen und gelesen und im Exil lebende, singhalesische Aktivisten und Journalisten getroffen. All diese Menschen sind nie freiwillig ins Ausland gegangen. Sie wurden ausgegrenzt, vertrieben, misshandelt, gefoltert, unterdrückt. Wie alle Vertriebenen sind sie oder ihre Eltern traumatisiert. Ihre Erinnerungen an ihr Heimatland: verklärt und bittersüß. Der Krieg, die Zerstörung, das Leid und die blutigen Auseinandersetzungen haben sie geprägt. Einige von ihnen wurden damals zu Staatsfeinden erklärt. Andere sind sogenannte Second Generation Tamilen. Ihre Eltern flohen ins Ausland, sie selbst kennen die Heimat ihrer Eltern nur aus Erzählungen oder von ein paar kurzen Besuchen. Sie sind mehr deutsch/englisch/kanadisch als tamilisch und trotzdem haben sie eine klare Haltung, eine Einstellung, die ihnen durch die schmerzlichen Erfahrungen ihrer Eltern mit in die Wiege gelegt wurden. Die Regierung tut ihr übriges, um Frustration und Missmut weiterhin zu nähren, in dem die Aufklärung nur sehr langsam und sehr zäh voranschreitet. Ihr ist die Rolle der Diaspora, des Drucks von außen ein Dorn im Auge. „Viele Singhalesen fühlen sich sogar als die eigentliche Minderheit, weil sie durch die internationale Präsenz der Tamilen Angst vor Einmischung von außen fürchten“, erzählt mir ein NGO Mitarbeiter. „Und sie sehen, dass die Tamilen international immer mehr an Macht gewinnen. Tamilisch wird überall auf der Welt gesprochen. Singhalesisch nur in Sri Lanka.“

Dabei ist die Sache ein hausgemachtes Problem, wäre alles in Ordnung, hätten sie nichts zu befürchten. Stattdessen sehe ich in Vanni ein leerstehendes Haus nach dem anderen. Heruntergekommen und verlassen sind sie stille Zeugen eines aussichtslosen Kampfs um Freiheit und Gerechtigkeit. Dazwischen ein paar belebte Häuser. „Von was leben die Menschen hier?“, frage ich mich. Hier gibt es nichts, einfach nichts, außer vermüllten Stränden, stinkenden Sümpfen, dazwischen ein paar Kokosnusspalmen. „Fast jede Familie in diesen Gebieten hat jemanden, der während des Kriegs oder unmittelbar danach gegangen ist und bis heute Geld ins Land bringt“, erzählt mir ein NGO Mitarbeiter. Die Tamilen in den Gebieten, in denen der Bürgerkrieg zuletzt und am heftigsten wütete, sind von der Diaspora abhän-

gig. „Anders könnten sie gar nicht überleben“, sagt der NGO Mitarbeiter weiter.

Viele junge TAMILIEN in Sri Lanka sind zudem durch einen Generationenkonflikt gelähmt, erfahre ich von ihm. Wer kann, geht ins Ausland, weil es schwierig ist, unter Beobachtung der sich an Traditionen klammernden Eltern ein modernes und unbeschwertes Leben zu führen. Es ist die Angst der Kriegsgenerationen vor dem Vergessen, Angst davor ihre Kultur, das letzte was ihnen noch geblieben ist, zu verlieren. Die jungen, hungrigen TAMILIEN, die in Start-Ups arbeiten, ins Ausland reisen, sich ihre Partner selbst aussuchen wollen, all das will die ältere Generation nicht verstehen. Der Krieg machte sie traditioneller als sie es wohl jemals waren.

„Es ist gut, dass die Diaspora hilft, ihre Leute nicht vergisst“, sagt Promodh, der tamilische Muslime aus dem Hochland. „Aber es hilft keinem, wenn die TAMILIEN im Ausland die Flagge der LTTE schwingen, auf Demonstrationen mit den Symbolen Aufmerksamkeit erregen, die hier von der Regierung als terroristisch eingestuft werden. Der Krieg mit Waffen ist endlich vorbei. Keiner will ihn mehr zurück. Will man eine wirkliche Lösung, muss man pragmatisch vorgehen.“

5. Buddhismus - die Religion des Friedens?

5.1 Die Rolle der Religionen im Konflikt

Auf dem Weg von Colombo in den Norden reiht sich Stupa an Stupa. Stupas, oder auch Dagobas genannt, das sind die buddhistischen halbrunden Bauwerke, die ursprünglich als Grabstätten der Überreste Buddhas gebildet wurden. Sie sprießen hier wie Pilze aus dem Boden. Dasselbe gilt für die Straße von Kandy zur Königsstadt Anuradhapura. Immer wieder fahren wir an Buddha-Tempeln vorbei und an solchen, die es noch werden wollen. Diese Entwicklung ist im ganzen Land zu sehen. Auch im tamilischen Norden sehe ich hin und wieder Baustellen, auf denen buddhistische Bauwerke und Statuen entstehen, was für Unruhen sorgt.

In Mullaitivu im Nordosten des Landes, wo der Bürgerkrieg am heftigsten wütete, ist dieser Unmut besonders zu spüren. Denn hier wurde illegal eine Buddha-Statue errichtet. Die Mönche, die für den Bau verantwortlich sind, hatten weder eine offizielle Genehmigung eingeholt, noch gehört ihnen der Grund, auf dem die Buddha-Statue jetzt steht. Im Gegenteil: Noch dazu kommt, dass sie auf dem für die hinduistischen TAMILIEN heiligen Boden einer Tempelanlage steht. Tamilische Journalisten, die zur Eröffnung gekommen waren, um von diesem Rechtsbruch zu berichten, wurden ange-

lich von den Mönchen belästigt. Zuvor war es den tamilischen Anwohnern lange Zeit gelungen, einen solchen Bau zu verhindern. Die Mönche nutzten die politische Krise Ende 2018 aber für ihre Zwecke. Als alle Augen in die Hauptstadt Colombo gerichtet waren, trieben sie den Bau der Statue weitestgehend unbemerkt voran. Der Einfluss der Mönche auf die Politiker ist groß, zu groß. Das ist nicht erst seit gestern so. Schon immer war es ihr Ziel, Sri Lanka vor den Minderheiten zu verteidigen. Für dieses höhere Ziel schien es den radikalen Buddhisten auch legitim, das in der buddhistischen Lehre verankerte Verbot des Tötens auszuhebeln. Während des Bürgerkriegs spendeten sie nicht nur den singhalesischen Soldaten Trost, sondern mischten sich auch in die Politik ein, was bis heute der Fall ist.

5.2 Der Adam's Peak ist für alle da, oder?

Eigentlich ist der Sri Pada, oder Adam's Peak, wie er auf Englisch genannt wird, ein gutes Beispiel dafür, wie gut die vielen Religionen in Sri Lanka nebeneinander existieren. Denn der Berg ist allen Religionen heilig. Jeden Tag pilgern hunderte, am Wochenende auch gerne mal zehntausende Gläubige mitten in der Nacht den 2.234 Meter hohen Berg im zentralen Hochland Sri Lankas hinauf. Über 5.000 Stufen erklimmen sie dafür bei starkem Wind und extrem kühlen Temperaturen. Und das alles nur für einen goldenen Fußabdruck. Der Fußabdruck auf dem Gipfel stammt laut den Buddhisten von Buddha, für die Muslime und die Christen ist klar, dass Adam ihn hinterließ, für die Hindus ist es eindeutig der Fußabdruck des Gottes Shiva. Neben den Pilgern gesellen sich auch noch einige tausend Touristen wie ich dazu, denen es mehr um den spektakulären Sonnenaufgang und das Erlebnis an sich, als um den heiligen Fußabdruck geht.

1:45 Uhr, der Wecker klingelt. „Warum tue ich mir das überhaupt an?“ frage ich mich. Ich quäle mich aus dem Bett. Dann ist ganz schnell die Aufregung da. „Was, wenn ich nicht fit genug bin?“ Ich ziehe mir mehrere Schichten über, plus eine Regenjacke. Es soll kalt werden. Dann schwinde ich mich auf die Straße. Es ist gerade mal 2.15 Uhr, doch alleine bin ich nicht. Vor mir hat sich eine Traube Touristen versammelt. Praktisch, denn so muss ich mich nicht um die Navigation kümmern, ich trotte einfach dem Pulk hinterher. Plötzlich stockt die Karawane. Ein Mönch in orangener Kutte und mit Tommy Hilfiger Mütze hält die Wanderer auf und segnet Pilger um Pilger, bevor es mit den 5.000 Stufen losgeht. Segnen im Akkord, besinnlich geht anders. Er legt mir ein Bändchen aus weißem Garn ums Handgelenk. Beim Aufstieg soll jeder zumindest etwas Weißes am Leibe tragen, es drückt Respekt aus und soll Glück bringen, wird mir erklärt. Spenden ist

im Anschluss erwünscht.

Dann geht es los. Schon nach wenigen Stufen schnaube ich wie ein Walross. Es ist 2.30 Uhr. Der Wind ist bitter kalt. Ich bin müde und ich schwitze. Auf's Klo müsste ich eigentlich auch. Eine sri-lankische Oma in Flip-Flops überholt mich. „Reiß' dich zusammen“, sage ich zu mir selbst. Jeder gute Buddhist sollte nach buddhistisch-singhalesischem Glauben den heiligen Berg zumindest einmal im Leben bestiegen haben. „Viele besteigen ihn aber auch mehrere Male, vor allem, wenn sie ein Problem haben und sich davon dann erhoffen, dass es besser wird“, erklärte mir zuvor der Besitzer des Hotels, in dem ich übernachtet hatte. Das sehe ich: Ich gehe an Männern mit nur einem Bein und Krückstock vorbei. Eine Familie trägt ihren kranken Opa Stufe für Stufe den steilen Berg hinauf. Viele Menschen laufen den Adam's Peak auch barfuß empor, haben sich Fleece-Decken um den Hals gewickelt. Eine Mutter schleppt ein schreiendes Baby vor der Brust. Plötzlich komme ich mir wegen meines Selbstmitleids schäbig vor.

Eine singende in weiß gekleidete Gruppe kommt mir entgegen. Sie scheinen den Berg schon erklommen zu haben und befinden sich auf dem Rückweg. Ein Vorsänger brüllt etwas auf Singhalesisch in die Nacht, die anderen hinter ihm wiederholen seinen Singsang, laufen wie Soldaten im Takt dazu Stufe für Stufe hinab. Es erinnert mich etwas an meinen ersten Ausflug mit der 5 c ins Landschulheim, nur, dass die Wanderung da nicht mitten in der Nacht stattgefunden hat. Es hatte schon etwas Bizarres. Überall am Wegesrand campieren die Menschen. Sie schlafen, fest in Decken gehüllt, nur ihre nackten Füße schauen heraus. Laternen und der Mond leuchten uns den Weg. Mehr als die Stufen sieht man aber nicht, und das ist auch gut so. Hätte ich gewusst, wie viel ich um 3.30 Uhr noch vor mir habe, ich wäre in einer der vielen Buden am Wegesrand mit viel süßem Milchtee versackt. So ließ ich mich einfach vom Strom mitziehen.

Ich passiere Buddha Statue um Buddha Statue. Von ihnen gibt es fast so viele wie Stufen zum Adam's Peak. Weiße Bindfäden sind am Wegesrand gespannt. Sie schimmern wie Spinnennetze im Mondschein. Der Pilgerweg zum Gipfel ist mit buddhistischen Flaggen und Statuen dekoriert. Der Berg, der doch für alle Religionen da ist, scheint offensichtlich von einer einzigen dominiert zu sein. Schnell wird klar, wer hier das Sagen hat. Die Schilder sind fast ausschließlich auf Singhalesisch. Nur die ‚ganz wichtigen‘ Dinge wie „Schuhe im Tempel ausziehen“ sind auch auf Tamilisch und Englisch übersetzt.

Drei Stunden später erreiche ich völlig durchgeschwitzt den Gipfel. Oben weht ein kühler Wind. Gut, dass ich Wechselklamotten dabei habe. Eine riesige Menschenschlange macht die letzten Meter bis in die Tempelanlage zum nervenzehrenden Kraftakt. So ganz ohne Bewegung, mitten im Wind-

kanal, beginne ich zu schlottern. Doch die Aufpasser am Eingang des Tempels haben keine Gnade mit den Pilgern. In Socken müssen wir den eiskalten Steinboden betreten. Alles quetscht sich auf die wenige Quadratmeter kleine Plattform, die von einem goldenen Zaun umgeben wird. Ich stehe für den Fußabdruck an. Gerade mal fünf Sekunden darf ich einen Blick auf das goldene Abbild in einem gläsernen Bilderrahmen werfen. Es reicht nur für eine blasse Erinnerung. Dann werde ich von den Aufpassern weitergetrieben. Schließlich bin ich nicht die einzige, die den heiligen Fußabdruck sehen will. Gerade noch rechtzeitig kann ich mir zwischen den Menschenmengen einen Platz für den Sonnenaufgang sichern. Es herrscht große Aufregung. Dann bleibt einfach jeder dort stehen, wo er sich gerade befindet. Für die nächsten zwanzig Minuten bewegt sich keiner mehr vom Fleck. Einfach deshalb, weil es gar nicht anders geht.

Es ist der einzige Moment, bei dem egal ist, von wem der Fußabdruck wirklich stammt, wer welche Religion hat. Wir alle- Christen, Hindus, Buddhisten, Muslime und Atheisten verstummen und bestaunen das Wunder, das sich da gerade vor unseren müden Augen abspielt. Der Horizont ist in dramatisches Rot getränkt. Weiße Nebelschleier legen sich elegant um die Berggipfel darunter. Alle scheinen den Atem für diesen einen Augenblick anzuhalten, als es dann plötzlich passiert: Ein orangener Strahl blitzt hinter einem Berg hervor. Glocken läuten: „Hallo Sonne, schön, dass du da bist“, scheinen sie sagen zu wollen. Ich atme die kühle Luft ein. Stück für Stück schiebt sich der orangene Ball hinter den Bergen hervor, bis er schließlich ganz zu sehen ist. Endlich sehe ich den Weg, den ich in dieser Nacht auf mich genommen habe und den es jetzt mit müden Beinen wieder zurückgehen soll. Die buddhistischen Flaggen flattern friedlich im Wind. Schön sehen sie aus, als wären sie für alle da.

5.3 Einseitiger Respekt

Es gibt keinen anderen Ort in Sri Lanka, an dem der Buddhismus so zur Schau gestellt wird, wie in der Königsstadt Anuradhapura. Sie war über 1.000 Jahre lang die Hauptstadt Sri Lankas in der 119 singhalesische Könige regierten. Auf einem 50 Quadratkilometer großen Areal steht hier die älteste Stupa, die größte und die imposanteste. Diese buddhistischen Bauwerke symbolisieren Buddha und seine Lehre und dienen den Buddhisten als Ort der Zusammenkunft, zum Gebet und zur Meditation. Große Schilder zeigen die Verhaltensregeln und die Kleiderordnung an. Keine Schuhe, keine Shorts, Schultern bedecken und wenn es geht, am liebsten weiße Kleidung tragen, als Zeichen des Respekts. Die Buddhisten nehmen es sehr

genau mit diesen Regeln, sie erwarten Respekt vor ihrer Lehre, vor ihren heiligen Stätten. An vielen Tempeln gibt es für den unvorbereiteten Pauschal-Urlauber sogar Wickel-Tücher, die man sich für den Tempel-Besuch leihen kann. Wächter kontrollieren mit strengem Blick, dass ja kein Stück des heiligen Bodens mit Schuhen betreten wird. Auch die Schuhe mitnehmen darf man nicht. Sie müssen vor dem Tempel abgestellt werden und werden, gerne gegen eine großzügige Spende, bewacht.

Ein paar Hundert Meter weiter, am berühmten Bodhi-Baum, treffe ich Buwani. Die junge Frau ist zusammen mit ihrer Mutter und dreißig weiteren Buddhisten in einem Bus extra sechs Stunden von Colombo nach Anuradhapura gepilgert und das alles, um einen Baum zu verehren. Doch für die Buddhisten ist der sogenannte König der Bäume, Jaya Sri Maha Bodhi, nicht einfach nur irgendein Baum. Die Pappelfeige mit den herzförmigen Blättern soll ein Ableger des Bodhi-Baums aus Indien sein, unter dem Buddha seine Erleuchtung erlangt haben soll. Seither gilt die Pappelfeige in der buddhistischen Kunst als Symbol des Buddha. Mit seinen stolzen 2.300 Jahren ist der Baum außerdem der älteste, dokumentierte Baum auf der Welt. Während der Mutterbaum in Indien einem Hindu-König zum Opfer gefallen ist, überlebte der Ableger in Anuradhapura einen schweren Angriff der LTTE im Jahr 1985. Anders als über 200 Gläubige, die, um ihn herum versammelt, von den separatistischen Rebellen erschossen wurden. Für die Menschen wie Buwani ist der Ort eng mit dem singhalesischen Nationalgefühl verbunden und sogar eine sechs Stunden Reise aus Colombo wert. Ich erwarte einen gigantischen Riesen. Aber der König der Bäume wirkt eher wie ein müder Greis. Erschöpft und gezeichnet von seiner bewegten Geschichte lässt er die Äste hängen, die von goldenen Stelzen gestützt werden. Um ihn herum sitzen die Buddhisten, in schneeweiße Stoffe gehüllt. Wie Buwani, bringen viele Blumen mit, als Opfergabe, die sie auf einer Art Altar ablegen. Die Hände vor der Brust oder im Meditationssitz auf den Knien ruhend, singen sie buddhistische Gebetslieder und setzen damit den ganzen Platz in eine Art Vibration. Ein Ort voller Respekt und voller Hingabe.

Leider habe ich auf meiner Reise mehrere Male gesehen, dass der Respekt oft nur einseitig ist. Im tamilischen Mannar im Nordwesten des Landes, steht auch ein Baum mit großer Bedeutung. Der Baobab, ein Affenbrotbaum, der mit seinem Umfang von zwanzig Metern beeindruckt. Er ist anders als der Bodhi-Baum nicht umzäunt oder geschützt. Trotzdem gilt er als wichtigste Sehenswürdigkeit in Mannar und hat für viele Tamilen eine besondere Bedeutung. Als ich dort ankomme, steht neben vielen hinduistischen und christlichen Tamilen auch eine Gruppe buddhistischer Mönche um den Baum herum. Sie sprechen mit zwei jungen Männern. Plötzlich klettern diese von den Mönchen angefeuert auf den Baum hinauf. Einer

der Mönche zückt sein Smartphone. Er lächelt und filmt die Kletteraktion mit. Ich bin sprachlos, stelle mir vor, was passiert wäre, wenn Tamilen versucht hätten, auf den Bodhi-Baum in Anuradhapura zu klettern. Ein anderer Mönch feuert die Männer weiter an, zeigt ihnen wo sie am besten noch weiter in die Krone steigen können. Respekt zu zeigen, haben diese Mönche scheinbar nicht gelernt.

In der Nähe von Trincomalee an der Ostküste erlebe ich eine ähnlich verstörende Situation. Ich schaue mir die heißen Quellen von Kanniyai an. Sie sind für die hinduistischen Tamilen von ganz besonderer Bedeutung, weil ihre Entstehung auf den Dämonenherrscher Ravana zurückgeführt wird. Der Legende nach soll er hier den Tod seiner Mutter betrauert und nach einem Ritual sieben Mal in die Erde gestochen haben. An dieser Stelle schoss das heiße Wasser heraus, das heilende Kräfte haben soll. Am Eingang der Wasserbecken hängt ein großes, unübersehbares Schild. „Ziehen Sie Ihre Schuhe aus“, werden die Besucher auf Singhalesisch, Tamilisch und auf Englisch aufgefordert. Unter dem Schild stehen hunderte Paar Sandalen. Selbst wenn man das Schild nicht lesen könnte und auch das auf dem Schild angebrachte Symbol, einen durchgestrichenen Schuh, nicht gesehen hätte, dann hätte man doch zumindest an den vielen Sandalen vor dem Eingang erkennen müssen, dass Schuhe auf dem heiligen Boden strengstens verboten sind. Ich gehe barfuß auf den Platz und beobachte, wie die Menschen mit Eimern Wasser aus den Becken schöpfen und es sich gegenseitig über den Körper gießen. Die Klamotten lassen sie dabei an. Nur ein paar Männer laufen in Boxershorts herum. Die Frauen kämmen sich gegenseitig mit den Händen durch die frischgewaschenen Haare. Überall gluckst und schnaubt es. Die Menschen genießen das wohltuend warme Wasser an diesem für sie heiligen Ort.

So stehe ich da eine Weile und schaue dem Treiben zu, da bewegen sich zwei junge Mönche in orangefarbenen Kutten auf den Platz zu. Das Schuhe-Ausziehen-Schild ignorieren sie, obwohl sie einen buddhistischen Tempel nicht mal mit dem dicken Zeh umhüllt betreten würden. Sie stapfen mit ihren Sandalen durch die Pfützen, die die mehrheitlich hinduistischen Besucher zwischen den Wasserbecken hinterlassen hatten. Die Mönche verhalten sich respektlos und absolut unangebracht. Ich warte immer noch darauf, dass sie ihren Fauxpas bemerken und zurückeilen würden, um ihre Schuhe auszuziehen. Doch stattdessen werden sie noch dreister: Sie schöpfen sich in einem der Becken einen Eimer mit Wasser und waschen sich damit ihre Sandalen. Ich bin geschockt, doch es geht weiter. Als sie mich sehen, fangen sie an zu tuscheln. „Eine Weiße inmitten der Einheimischen“, scheinen ihre Blicke zu sagen. Sie winken mich zu sich und wollen ein Selfie mit mir machen. Eine Idee, auf die sie an einem buddhistischen Ort bestimmt nie-

mals kommen würden. Hinter den Heißwasserbecken thront auf einer Anhöhe den ganzen Platz überblickend eine Buddha-Statue, die erst kürzlich gebaut wurde. Eigentlich hat sie auf diesem für die Hindus so heiligen Platz genauso wenig verloren, wie die zwei respektlosen Mönche in Sandalen.

5.4 Hetze gegen Muslime

Neben der fast schon zum Alltag gehörenden Spannungen zwischen Singhalesen und Tamilen ist auch eine andere Entwicklung zu erkennen. Vermehrt ist auch von Hetze gegen die muslimische Minderheit die Rede. Lösen brennende Moscheen bald eine neue ethnische Krise aus oder hat sie schon längst begonnen?

Tatsächlich sind die Spannungen zwischen Muslimen und Singhalesen ein altbekanntes Problem. Schon Anfang des 20. Jahrhunderts kommt es zu landesweiten Unruhen, die sich gegen die muslimischen Händler richten. Singhalesen machen ihrer Frustration über ihre wirtschaftlich schlechte Lage Luft. Heute, 100 Jahre später, hat sich an der Unzufriedenheit der Singhalesen und den Schuldzuweisungen nicht viel geändert.

Ich fahre durch einen Vorort von Kandy, Akurana. Abrupt ändert sich das Stadtbild: Alle Männer bedecken ihren Kopf mit einem weißen Hut, fast jede Frau trägt ein Kopftuch. Die Durchfahrtsstraße besteht ausschließlich aus Geschäften. Muslimische Männer mit langen Bärten verkaufen Teppiche, Silberbesteck und feine Stoffe. Muslime leben zwar schon seit die Singhalesen denken können in Sri Lanka, aber gefühlt tragen sie ihre Religion heute mehr zur Schau denn je. Das fällt auf und macht den Singhalesen bewusst, dass der Einfluss aus den arabischen Ländern immer größer wird.

Singhalesen, Tamilen, Muslime- das sind die drei größten ethnischen Volksgruppen in Sri Lanka. Ich wollte einfach nicht begreifen, wieso sich die Muslime hier als Ethnie sehen, fallen sie meines Verständnisses nach doch in die Kategorie ‚Religion‘. Schaut man auf die Hintergründe, wird diese Kategorisierung jedoch etwas klarer.

Schon im siebten Jahrhundert kommen arabische Händler nach Sri Lanka, die den Seehandel im Indischen Ozean kontrollieren. Sie werden später von den Portugiesen verfolgt und vertrieben. Viele fliehen ins Hochland und siedeln sich dort an. Ab dem achtzehnten Jahrhundert wandern vermehrt Muslime aus Malaysia, Indonesien und Indien ein. Heute werden alle Muslime unter dem holländischen Begriff ‚Moors‘ zusammengefasst. Die überwiegende Mehrheit spricht Tamilisch, was daran liegt, dass die Kinder der Händler von Beginn an die tamilischen Schulen besuchen und nicht die singhalesischen. Da die Moors aus den unterschiedlichsten Regionen kom-

men, ist es weder die Herkunft, noch die Sprache, die sie in ihrer Identität vereint, sondern eben die Religion, was die Kategorisierung als Ethnie erklärt. Die Muslime sind an einer friedlichen Koexistenz mit den anderen Volksgruppen interessiert. Sie stehen aber allein durch ihre tamilische Muttersprache schon immer den Tamilen näher. Die Singhalesen machen sich hier nicht die Mühe zu unterscheiden, im Gegenteil. Während der großen Ausschreitungen gegen die Tamilen im Jahr 1983, sind unter den mehr als 3.000 tamilischen Todesopfern viele Muslime. Auch deshalb, weil Tamilen und Muslime in denselben Gebieten leben und man den Menschen nicht ansieht, ob sie Muslime oder Tamilen sind. Das war ausschlaggebend dafür, dass die Muslime begannen, sich optisch von den Tamilen abzugrenzen. Mit Hüten für die Männer und Kopftüchern für die Frauen.

„Das hat in den letzten Jahren immer mehr zugenommen“, klagen die Singhalesen in Gesprächen mit mir. „Früher sind die Musliminnen hier sogar in kurzen Röcken rumgelaufen. Heute gehen sie in Vollverschleierung auf die Straße.“

Die Vororte wie Akurana, in denen zuvor nur ein paar Muslime lebten, werden jetzt von ihnen dominiert, „Sie breiten sich immer mehr aus.“ Weil die Muslime gute Geschäftsleute sind, kaufen sie Stück für Stück die umliegenden Grundstücke auf. Ihre Dominanz wächst. Eine Dominanz, die durch das Zur-Schau-Tragen der Religion, oder der Ethnie, wie ich gelernt habe, für viele Singhalesen zu viel wird.

„Es hat auch noch andere Gründe, dass die Muslime immer dominanter erscheinen“, erklärt mir ein muslimischer NGO Mitarbeiter. „Viele Muslime arbeiten im Mittleren Osten, haben Verwandte dort, die sie regelmäßig besuchen und importieren somit automatisch die Traditionen und Bräuche von dort. Leider auch die Vollverschleierung.“ Wie es weltweit zu beobachten ist, wächst auch in Sri Lanka die muslimische Community und „damit auch die Menschen, die ihre Religion immer ernster nehmen. Auch deshalb, weil Religionsunterricht und die Übersetzungen des Korans jetzt in tamilischer Sprache verfügbar sind“, erzählt mir der NGO Mitarbeiter weiter.

Damit einher geht leider auch die Diskriminierung gegen die Muslime. Neben der Kleidung spielt auch Neid eine große Rolle. „Die Muslime sind gute Geschäftsleute, das war schon immer so“, erzählt mir Sumana, der buddhistische Dozent. „Sie haben immer die beste Ware und selbst wenn man nicht alles Geld auf einmal aufbringen kann, finden sie einen Weg, wie man sie in Raten bezahlen kann. Außerdem beherrschen sie das Spiel mit dem Verhandeln. Wenn man bei ihnen etwas kauft, hat man am Ende immer das Gefühl ein Schnäppchen gemacht zu haben und sie selbst gehen trotzdem immer noch mit einem satten Gewinn aus dem Geschäft.“ Dieses Talent führt zu Neid, die Singhalesen fühlen sich benachteiligt. Während seiner

Amtszeit als Präsident führt Mahinda Rajapaksa deshalb auch Richtlinien für den Handel ein, wodurch jeder Muslim, der Ware im- oder exportieren will, für die bürokratische Abwicklung einen Singhalesen mit ins Boot holen muss. Eine langfristige Lösung bringt diese Regelung im schwelenden Konflikt aber trotzdem nicht. Viele Singhalesen erzählen mir, dass sie Angst haben, dass die muslimische Bevölkerung „zu schnell wächst“. Die radikalen Mönche nutzen dieses Gefühl, um für ihre Ideologie Propaganda zu machen und weiter Hass zu verbreiten.

5.5 Digana - Ausschreitungen gegen Muslime

Es war im März von einem Jahr in Digana, einem kleinen Dorf 14 Kilometer außerhalb von Kandy, im Zentrum Sri Lankas. Ein muslimischer und ein singhalesischer Autofahrer bauen einen Unfall. Es kommt zu Handgreiflichkeiten, die in eine große Schlägerei ausarten. Der Singhalese wird schwer verletzt und stirbt im Krankenhaus. Wenige Tage später brennen zwischen den benachbarten Ortschaften Digana und Kengalla Moscheen sowie hunderte muslimische Häuser und Geschäfte. Nationalistische Mobs marschieren durch die Straßen des eigentlich so friedlichen Vororts. Drei Menschen sterben. Innerhalb von wenigen Stunden verbreiten sich Hass-Posts über die Sozialen Medien, in denen die radikalen buddhistischen Gruppierungen zur Vernichtung der muslimischen Minderheit aufrufen. Die Muslime würden die Menschen dazu zwingen zum Islam zu konvertieren, heißt es in den Posts, die neben Bildern von zerstörten Buddha Statuen noch mehr Hass schüren sollen. Denn auch dafür machen die radikalen Buddhisten immer wieder Muslime verantwortlich: „Die Muslime beschmutzen und zerstören unsere heiligen Orte.“ Aus Angst, der Hass könnte sich im ganzen Land ausbreiten und einen neuen Bürgerkrieg ins Rollen bringen, nimmt der Telekommunikationsminister die Sozialen Medien kurzerhand vom Netz. Die Regierung ruft den landesweiten Ausnahmezustand aus.

Als ich heute, knapp ein Jahr später das Dorf besuche, sind viele der zerstörten Geschäfte immer noch unberührt. Ich blicke durch verrußte Fassadenreste in leere, ausgebrannte Innenräume. Stahlträger und verkohlte Kabel hängen von den Decken. Plastikmüll und Zeitungen liegen auf dem Boden verteilt.

Alle erzählen mir, dass hier die Singhalesen und die Muslime eigentlich keine Probleme miteinander hätten. Der Hass wurde angeblich von außen ins Dorf getragen. Den Zwischenfall mit den Autofahrern hätten die radikalen Buddhisten zum Anlass genommen, um ihre Gruppen zu mobilisieren und in Digana Randalen zu machen. Plötzlich sei das ganze Dorf voller

Unruhe-Stifter gewesen, die gar nicht von hier kämen. Auch wenn das größtenteils stimmt, ist es doch nur ein Teil der Wahrheit. Viele der betroffenen Muslime wollen unter den mutmaßlichen Brandstiftern auch singhalesische Bewohner ihres Dorfes wiedererkannt haben, die sehr wohl daran interessiert gewesen seien, die Existenz ihrer muslimischen Nachbarn zu zerstören. Heute einfach friedlich miteinander weiterzuleben, nach allem was war, fällt der muslimischen Gemeinde deshalb schwer.

Eine Gruppe von buddhistischen Mönchen steht den Muslimen nach den Ausschreitungen solidarisch zur Seite und helfen denen, die alles verloren hatten, bei den Aufräumarbeiten. Es sei nett gewesen zu sehen, dass viele Buddhisten an einer friedlichen Koexistenz interessiert seien. Danach sei jedoch nicht viel passiert. Die mutmaßlichen Täter werden auf Kautions wieder freigelassen. Das ist für die Betroffenen frustrierend. Und auch der Wiederaufbau kommt nicht voran. Selbst die ausgebrannte Moschee, der wichtigste Begegnungsort der muslimischen Gemeinde, kann noch nicht wiederaufgebaut werden.

Ich bin dort, als das Mittagsgebet ansteht. Überreste der ausgeschlagenen Fenster stecken noch an den Rundbögen. Die Gläubigen können die Moschee nach wie vor nicht nutzen. Neben dem Hauptgebäude ist deshalb eine Art Not-Moschee aufgebaut. Unter einer Plane versammeln sich hier die Gläubigen. Es ist eng und wenig diskret. Jeder kann die Männer von der lärmenden Straße aus beobachten. Geld für den Wiederaufbau ist keines da. Die Regierung zahlt den Muslimen, die alles verloren hatten, pro abgebranntem Haus zwischen 50.000 Rupien (250 Euro) und 150.000 Rupien (750 Euro), mit dem Versprechen, dass dieser ersten Finanzhilfe noch weitere folgen würden. Im August 2018 kündigt der Premierminister Ranil Wickremesinghe sogar 205 Millionen Rupien (über eine Million Euro) Entschädigung an. Bis heute, ein Jahr nach den Aufständen, warten die Leute noch immer auf das Geld. Wahrscheinlich vergebens.

6. Erkenntnisse

Als Tourist kann man in den Süden Sri Lankas reisen ohne zu merken, dass dieses Land 26 Jahre lang das Zentrum blutiger ethnischer Kämpfe war. Sieht man jedoch genauer hin, so ist das Bild, das sich Anfang 2019, zehn Jahre nach Ende des Bürgerkriegs abzeichnet, ernüchternd. Die Spaltung des Landes ist immer noch deutlich zu spüren, die ethnischen Spannungen kaum zu übersehen. Von einer Aussöhnung kann noch lange nicht die Rede sein. Im Weg steht den Konflikt-Parteien dabei ihre von Grund auf unterschiedliche Blickweise auf die Geschehnisse während des Bürger-

kriegs, sein Ende und ihre eigenen Rollenbilder. Während die Singhalesen nach vorne blicken wollen, ohne die Notwendigkeit für die Aufarbeitung des Geschehenen zu erkennen, sind die Tamilen geprägt von Ernüchterung über ihre ausweglose Situation. Viele fühlen sich gedemütigt und fremdbestimmt. Sie sind gefangen in ihrer Opferrolle, die ihnen einerseits mit mutwilliger Ignoranz abgesprochen wird, die aber andererseits durch einen fehlenden, ehrlichen Aussöhnungsprozess provoziert wird. Hinzu kommt, dass die tamilischen Bevölkerungsgruppen untereinander auch heute noch ihre Differenzen haben. Und dann wäre da ja noch die zunehmende Hetze gegen die tamilisch sprechenden Muslime. Eine sri-lankische Identität zu definieren, ist deshalb schier unmöglich. Wird jemals wirklicher Frieden einkehren?

Die Menschen zeigen sich pessimistisch. Die Wunden sind zu tief, die Erinnerungen an das Leid zu groß. Viele Tamilen sind immer noch spurlos verschwunden, die Bereitschaft nach wirklicher Aufarbeitung von Seiten der Regierung ist zu gering. Die Politiker sind mit sich selbst und ihren „Hidden Agendas“ beschäftigt, Zugeständnisse an die Minderheiten kommen nur sehr langsam voran. Die internationale Einmischung wollen die Mächtigen nur schwer akzeptieren, sich ganz davon zu lösen, scheint ihnen aber auch nicht der richtige Weg. Einerseits sind sie von den Geldgebern aus dem Ausland abhängig, andererseits wollen sie sich nichts vorwerfen oder vorschreiben lassen. Während unter der Regierung von Rajapaksa an einen Aussöhnungs- und Friedensprozess nicht zu denken war, ist die heutige Regierung unter Sirisena etwas nachsichtiger. Dass sich eine sri-lankische Regierung irgendwann ernsthaft für die Belange der tamilischen und muslimischen Minderheit einsetzen wird, scheint für viele utopisch.

Wie der Putsch im Oktober 2018 gezeigt hat, kann sich das Blatt zudem täglich wenden. Das verunsichert die Menschen, die sich seit Jahren nach Sicherheit und einer beständigen, klaren Linie sehnen, nur noch mehr. Dieses Jahr stehen die Präsidentschaftswahlen an. An einen neuen Präsidenten, der einen wirklichen Paradigmenwechsel einleiten könnte, glaubt hier allerdings niemand. Im Gegenteil. Die Sri Lanker sind desillusioniert, sehen, dass ihre Stimme keinen Wert hat. Immer wieder haben ihre gewählten politischen Vertreter in Colombo sie enttäuscht, Versprechen gebrochen, opportunistisch und eigensinnig gehandelt. Die Intellektuellen und diejenigen, die etwas Geld haben, gehen ins Ausland. Geht dies so weiter, droht das Land, ähnlich wie die Türkei, intellektuell auszubluten. Die Regierung schneidet sich auch auf einer weiteren Ebene ins eigene Fleisch. Den Nährboden für ihre Befürchtungen, die Diaspora könne ‚ihr Land‘ aus dem Untergrund heraus bedrohen, züchten sie sich durch ihr intolerantes Handeln selbst. Die Formierung einer neuen Abspaltungsbewegung scheint unrealistisch, auch

wenn der Wunsch der Tamilen nach Unabhängigkeit und vielleicht sogar nach einem eigenen Staat nach wie vor groß ist.

Zehn Jahre nach dem Bürgerkrieg gibt es aber auch Hoffnung. Der Tourismus boomt und schafft neue Arbeitsplätze und damit auch Perspektiven. Die Menschen freuen sich über so viel Interesse an ihrem Land und blühen in ihrer Gastgeberrolle auf. Leider wird die Insel jedoch viel zu schnell vom Massentourismus überrollt, ohne dass ein wirklich ausgeklügeltes Konzept vorliegt, das einen nachhaltigen Ansatz verfolgt. Hier sind die Chancen ebenso groß wie die Risiken. Nicht nur die fehlende Nachhaltigkeit ist ein Problem, auch die fehlende Balance. Momentan profitiert hauptsächlich der singhalesisch dominierte Teil des Landes von den Touristen und auch dort nur die Regionen mit den großen Touristenströmen. Der Norden wird nur langsam für Investoren geöffnet, Hürden künstlich aufrechterhalten. Nur wenn es dem Land gelingt, den Norden und den Osten infrastrukturell auszubauen, um diesen Teil des Landes für die ausländischen Unternehmen und Besucher attraktiv zu machen, werden auch die Tamilen in den ehemaligen Kriegsgebieten die Möglichkeit bekommen, am wirtschaftlichen Aufschwung teilzuhaben. Bis dahin ist es noch ein langer Weg.

Unterdessen trauen sich die Minderheiten, die sich nicht länger unterdrücken lassen wollen, für ihre Rechte auf die Straße zu gehen. Machen ihrer Wut Luft, sprechen die Ungerechtigkeiten öffentlich aus. Die Gerichte unterstützen sie dabei, lassen sie machen. Und auch die Journalisten fangen vorsichtig an, wieder kritischer zu berichten. Mehr passiert jedoch nicht. Die Tamilen leben nach wie vor unter großer Angst, sind unfähig zu vertrauen und gezeichnet von ständiger Unterdrückung und Bevormundung. Die Militärcamps werden erstmal nicht weichen, der Kampf um die enteigneten Grundstücke wird weitergehen und auch in Sachen Völkermord und vermisster Personen, wird es keine schnelle Aufklärung geben, solange die Regierung jede Schuld von sich weist. Vertrauen wäre die Basis für eine Aussöhnung; Vertrauen kann jedoch nur durch eine schonungslose Aufarbeitung der Vergangenheit geschaffen werden. Eine Sache eint jedoch alle. Krieg will hier keiner mehr. Die große Frage ist jedoch, was die Konfliktparteien langfristig bereit sind dafür zu opfern.

Nachtrag

Am Ostersonntag und damit sechs Wochen nach meiner Reise, geschah in Sri Lanka etwas, womit keiner gerechnet hatte: Selbstmordattentäter sprengten sich in Kirchen und Hotels in die Luft und rissen über 250 Menschen mit in den Tod. Die Regierung machte die lokale Islamistengruppe National Thowheeth Jama'ath (NTJ) für die Attacken verantwortlich, geht aber davon aus, dass sie von einem internationalen Netzwerk unterstützt wurde. Der sogenannte Islamische Staat hat die Taten für sich reklamiert. Auch wenn bis heute nicht klar ist, wer im Hintergrund die Fäden zieht, haben die Populisten es schon längst verstanden, die Gunst der Stunde für sich zu nutzen. Mit einfachen Antworten auf schwierige Fragen bringen sich nun all diejenigen Politiker für die nächste Präsidentschaftswahl in Stellung, die die Angst potentieller Wähler für ihre Zwecke missbrauchen wollen. Legitimiert durch den Kampf gegen Terror, können Minderheiten nun einmal mehr und mit vollster Unterstützung der Bevölkerung, auf den kleinsten Verdacht hin, aus dem Weg geräumt werden. Es herrscht ein Ausnahmezustand, der auch wirtschaftlich gesehen katastrophale Auswirkungen hat. Der Tourismus, der wichtigste Wirtschaftsfaktor Sri Lankas, steht nicht nur still, er ist schlichtweg nicht mehr vorhanden. Einfache Leute, die gerade erst in den Anbau für ein neues Gästehaus investiert haben, weil sie in den nächsten Jahren mit massenweise Touristen gerechnet hatten, stehen vor dem plötzlichen Ruin.

Befreundete Muslime schildern mir, wie sie zwei Tage nach den Anschlägen in Barbershops Schlange stehen, um sich ihre Bärte rasieren zu lassen. Der Zorn der Mitbürger anderer Ethnien sei einfach zu groß. Angriffe, Hetze, Kontrolle und Machtmissbrauch sind seit Ostersonntag wieder an der Tagesordnung. „Welcome to Libya“, schrieb ein sri lankischer Kommentator über die aktuelle Lage, „it's time to wear your body armour.“